



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

HD WIDENER



HU KEGY 4



42545.3.16.5

HARVARD UNIVERSITY

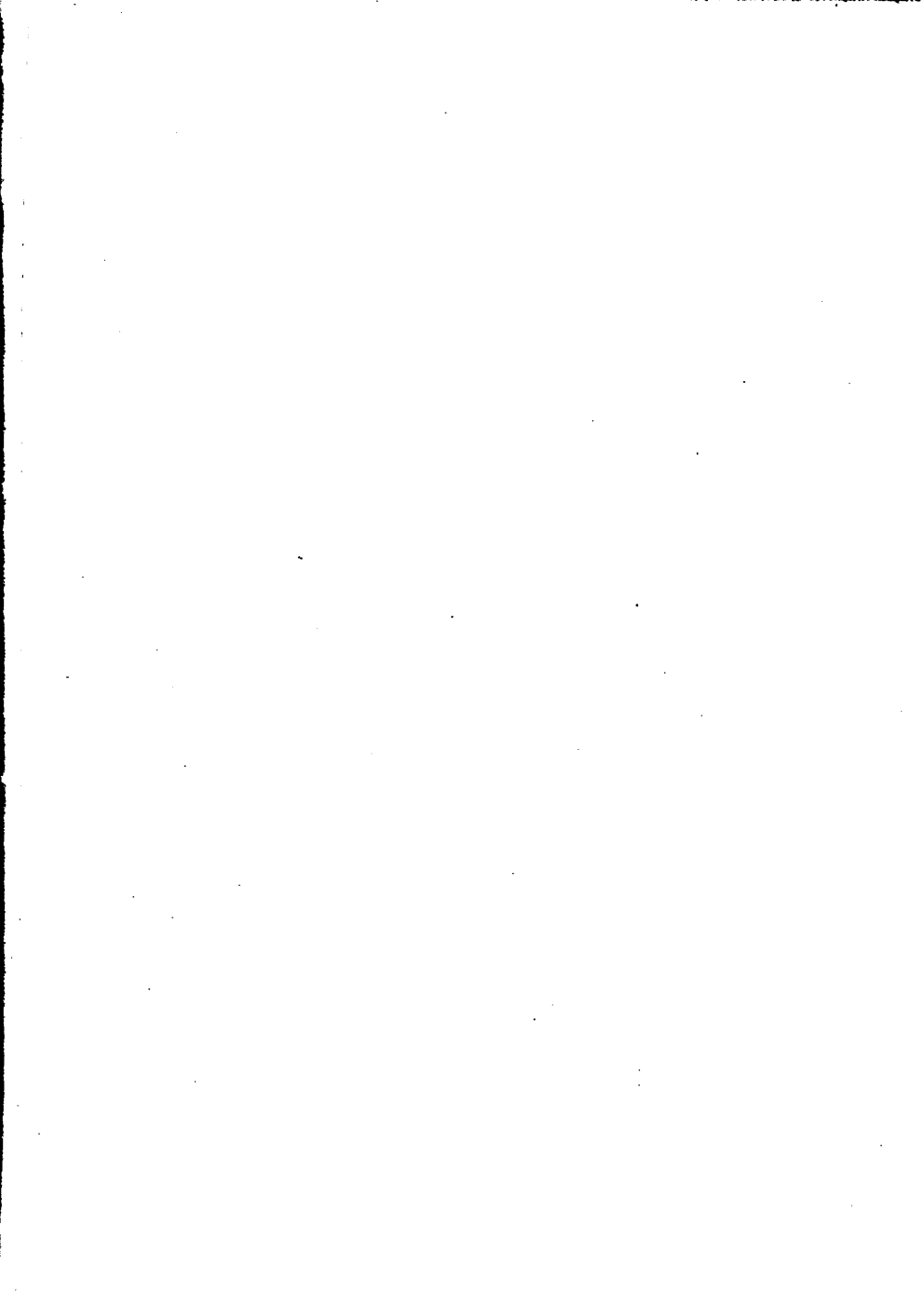


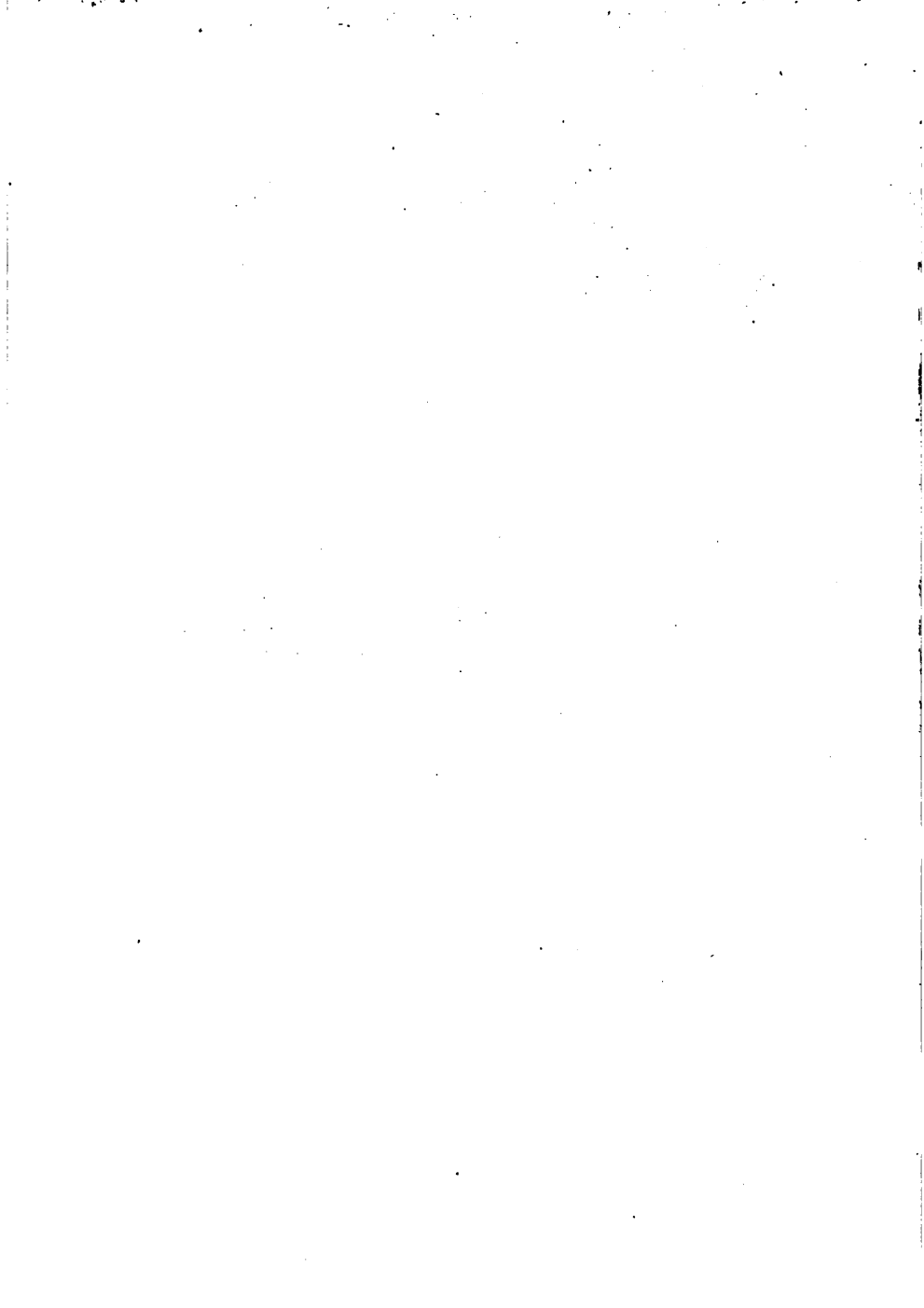
DEPARTMENT

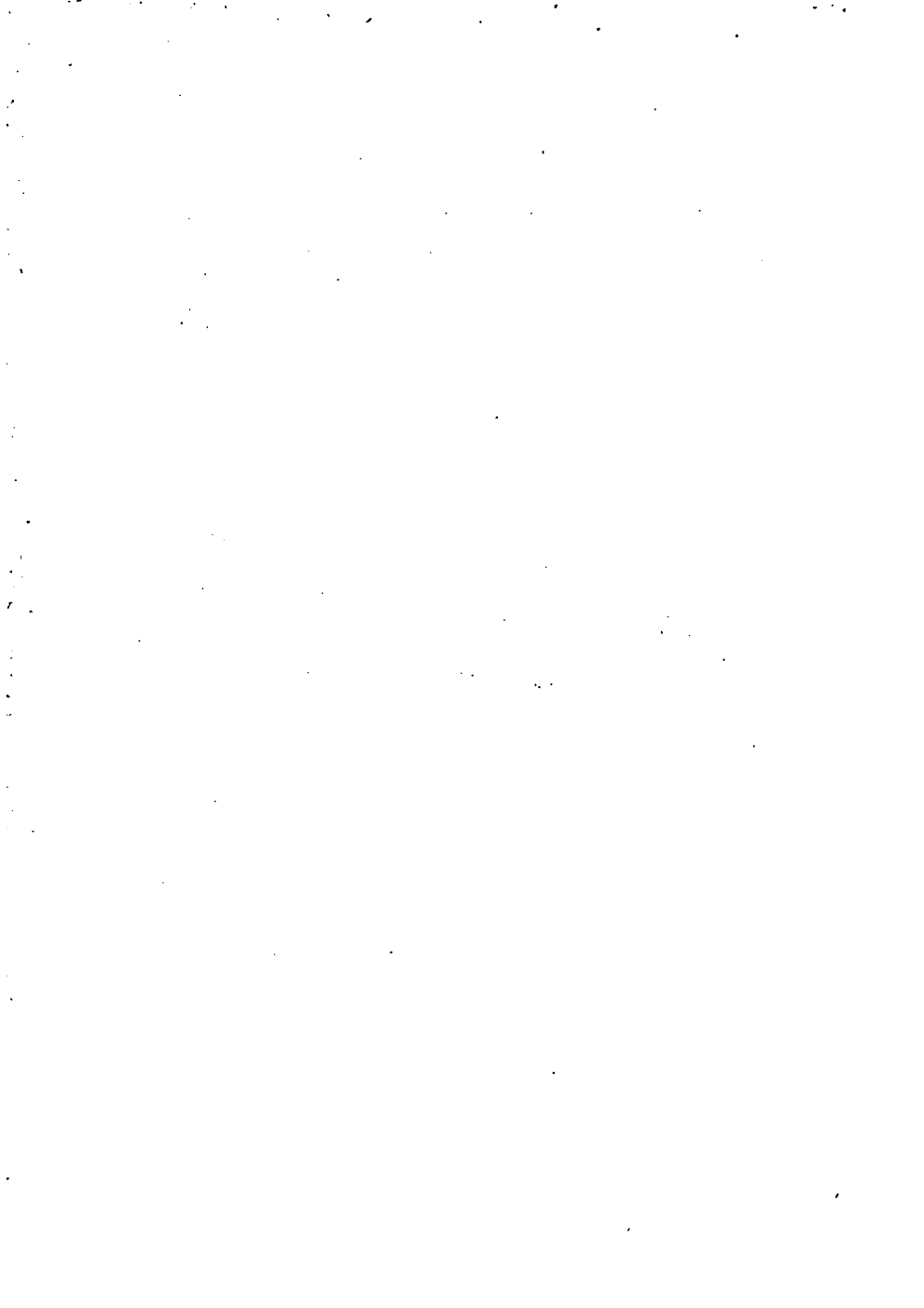
OF

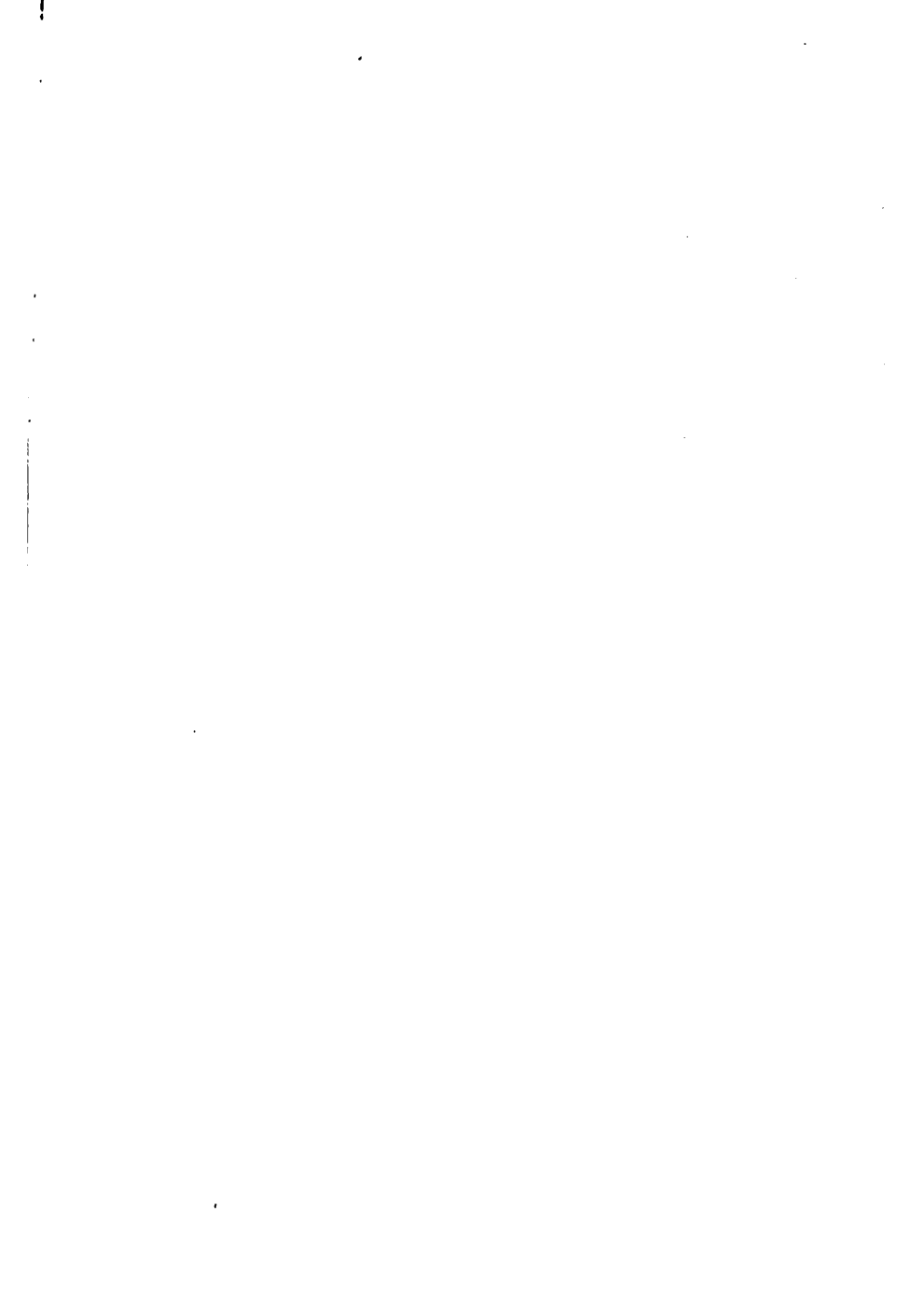
PHILOSOPHY

TRANSFERRED
TO
HARVARD COL
LIBRARY










MAURICE MAETERLINCK
DIE INTELLIGENZ DER BLUMEN

**AUTORISIERTE AUSGABE IN
DAS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN
VON FRIEDRICH VON OPPELN-
BRONIKOWSKI MIT SCHMUCK-
LEISTEN UND INITIALEN VON
WILH. MÜLLER-SCHÖNEFELD
ERSTES UND ZWEITES TAUSEND**



**VERLEGT IN JENA 1907
BEI EUGEN DIEDERICH'S**



MAURICE
MAETERLINCK
DIE INTELLIGENZ
DER BLUMEN

42545.3/16.5

7 June 1909
HARVARD UNIVERSITY,
Philos. Dept. Library.

Transcripts



1945

VON DIESEM BUCHE WURDEN ZWANZIG
ABZÜGE AUF BÜTTENPAPIER ZUM PREISE
VON 20 MARK FÜR DAS EXEMPLAR HER-
GESTELLT / IN GANZPERGAMENT GEBUN-
DEN UND HANDSCHRIFTLICH NUMERIERT

213



ICH WILL HIER NICHTS ALS AN einige, allen Botanikern geläufige Tatsachen erinnern. Ich habe keine neue Entdeckung gemacht und mein bescheidener Beitrag beschränkt sich auf einige Elementar-Beobachtungen.

Ich habe natürlich nicht die Absicht, alle Beweise von Intelligenz, die uns die Pflanzen geben, zu wiederholen. Diese Beweise sind unzählig und wiederholen sich fortwährend, namentlich in der Welt der Blumen, in denen sich das Trachten des vegetabilischen Lebens nach Licht und Geist am stärksten verkörpert.

Wenn es Pflanzen und Blumen gibt, die ungeschickt und unglücklich sind, so ist doch keine vorhanden, die ohne jede Klugheit und Erfindungsgabe wäre. Alle streben danach, ihre Aufgabe zu erfüllen; alle haben den prächtigen Ehrgeiz, die Erdoberfläche zu überziehen und zu erobern, indem sie die Daseinsform, die sie darstellen, unendlich

I vervielfältigen. Zur Erlangung dieses Zieles haben

sie infolge des organischen Gesetzes, das sie an die Scholle kettet, weit grössere Schwierigkeiten zu überwinden, als die, welche die Tiere bei ihrer Vermehrung finden. Und darum nimmt auch die Mehrzahl unter ihnen seine Zuflucht zu Listen und Kombinationen, zu einem Mechanismus und zu Fallen, die unter dem Gesichtspunkt der Mechanik, der Ballistik, des Fluges, der Beobachtung der Insekten u. a. m. den Erfindungen und Kenntnissen des Menschen oft vorausgewesen sind.

Es ist überflüssig, die grossen Systeme der Blumenbefruchtung noch einmal zu schildern: das Spiel der Staubblätter und des Stempels, die Verführung der Düfte, den Lockruf der harmonischen und leuchtenden Farben, die Bereitung des der Pflanze völlig unnötigen Honigsaftes, den sie nur zum Anlocken und Festhalten des fremden Befreiers und Liebesboten hervorbringt: der Biene, Hummel und Fliege, des Schmetterlings oder Nachtfalters, der ihr den Kuss des fernen, unsichtbaren, unbeweglichen Geliebten bringen soll . . .

Die Pflanzenwelt, die uns so friedlich, so resigniert dünkt, in der alles Ergebung, Schweigen, Gehorsam, Sammlung scheint, ist im Gegenteil eine Welt, in der die Auflehnung gegen das Schicksal am heftigsten und hartnäckigsten ist. Ihr wesentlichstes Organ, das Nahrungsorgan der Pflanze, die Wurzel, kettet sie unlöslich an die Scholle. Wenn es schwierig ist, unter den grossen Gesetzen, die auf uns lasten, das zu entdecken, das

am schwersten auf unsere Schultern drückt, so ist bei der Pflanze kein Zweifel darüber möglich: es ist das Gesetz, das sie von ihrer Geburt bis zum Tode zur Unbeweglichkeit verdammt. Darum weiss sie auch besser als wir, die wir unsere Kräfte zersplittern, wogegen sie sich zuerst aufzulehnen hat. Und die Energie ihrer fixen Idee, die aus dem Dunkel ihrer Wurzeln emporsteigt, um sich im Licht ihrer Blüte zu organisieren und zu entfalten, bietet ein unvergleichliches Schauspiel. Sie ist ganz auf ein einziges Ziel eingestellt: dem Schicksal ihrer Wurzel durch ihre Blüte zu entrinnen, das drückende und düstere Gesetz zu übertreten und seiner zu spotten, sich freizumachen und die enge Sphäre zu zerbrechen, sich Flügel zu erfinden oder sie anzulocken, so weit wie möglich zu entkommen, den Raum zu besiegen, worin das Schicksal sie gefangen hält, sich einem andern Naturreich zu nähern, in eine lebende und bewegte Welt einzudringen . . . Und dass ihr das gelingt, ist das nicht ebenso erstaunlich, als ob wir uns zusammentäten, um ausserhalb der Zeitschranken zu leben, die ein anderes Geschick uns gezogen hat, oder uns in eine Welt aufzuschwingen, die von den lastendsten Gesetzen der Materie befreit ist? Wie wir sehen werden, gibt die Pflanze dem Menschen ein wundersames Beispiel der Unbotmässigkeit, des Mutes, der Beharrlichkeit und Erfindsamkeit. Hätten wir nur halb so viel Energie aufgewandt, wie irgend eine kleine Gartenblume, um den Druck mehrerer schwerer Notwendigkeiten, z. B. den des Schmerzes, des

3 Alters und des Todes zu erleichtern, so ist es ver-

stattet zu glauben, dass unser Schicksal von dem, was es jetzt ist, sehr verschieden wäre.

Dieses Bedürfnis nach Bewegung, dieser Hunger nach Raum betätigt sich bei der Mehrzahl der Blumen sowohl in der Blüte wie in der Frucht. In der Frucht erklärt er sich leicht oder verrät hier doch nur eine minder komplizierte Erfahrung und Voraussicht. Im Gegensatz zu den Vorgängen im Tierreich hat das Samenkorn — dank dem furchtbaren Gesetz der völligen Unbeweglichkeit — seinen ersten und schlimmsten Feind in seinem Heimatboden. Wir sind hier in einer wunderlichen Welt, wo die Eltern unfähig sind, sich vom Fleck zu rühren, und wissen, dass sie dazu verdammt sind, ihre Sprösslinge verhungern zu lassen oder ersticken zu müssen. Jeder Same, der zu Füßen des Baumes oder der Pflanze niederfällt, ist verloren oder muss elendiglich verkümmern. Daher die ungeheure Anstrengung, um das Joch abzuschütteln und den Raum zu erobern. Daher die wunderbaren Systeme der Ausstreuung, Verbreitung und Beflügelung der Samenkörner, die wir allerorten in Wald und Flur finden. So, um nur einige der merkwürdigsten Beispiele zu streifen, die Luftschraube des Ahornsamens, die Flügelschraube der Linde, die Schwebevorrichtung der Distel, des Löwenzahns und des Bocksbartes, die knallenden Sprungfedern der Wolfsmilch, den ausserordentlichen Spritzball der Spritzgurke (*Ecballium*), die Wollhäkchen der Eriophilen und abertausend an-

dere unerwartete Mechanismen, die uns in Verwunderung setzen, denn es gibt sozusagen keinen Samen, der nicht ein ganz besonderes Verfahren erfunden hat, um dem Schatten seiner Mutter zu entgehen.

Wenn man nie Botanik getrieben hat, glaubt man es in der Tat nicht, welche Fülle von Erfindungskraft und Geist von all diesen Pflanzen ausgegeben wird, deren Grün unser Auge erlabt. Man betrachte doch nur die reizende Kapsel voller Samenkörner bei dem roten Gauchheil (*Anagallis arvensis*), die fünf Samenfächer der Balsamine, die fünf Springkapseln des Geraniums. Man übersehe auch nicht den gewöhnlichen Kopf des Mohns, den man bei allen Kräutersammlern findet. Dieser gute dicke Kopf besitzt eine Voraussicht, eine Klugheit, die das grösste Lob verdient. Bekanntlich enthält er tausende von winzigen schwarzen Körnchen. Dieser Same muss so geschickt und soweit wie möglich verstreut werden. Wenn die Samenkapsel platzte, auf den Boden fiel oder sich nach unten öffnete, so würde das kostbare schwarze Pulver nur einen unnützen Haufen am Fusse des Stengels bilden. Nun aber kann es nur durch Löcher in der Spitze der Kapsel hinausgelangen. Sobald diese reif ist, neigt sie sich über ihren Stengel, stäubt beim geringsten Windhauch und sät die Körner buchstäblich in den Raum, mit der gleichen Gebärde wie ein Sämann.

Soll ich noch von den Samenarten reden, die ihre Ausstreuung durch die Vögel voraussehen und um diese anzulocken, sich in einer zuckrigen Hülle verbergen, wie Mistel, Wachholder und Vogelbeerbaum? Hier herrscht eine solche Überlegung,

eine solche Einsicht in den Endzweck, dass man nicht gern weiter folgert, aus Furcht, in die naiven Irrtümer von Bernardin de Saint-Pierre zurückzufallen. Trotzdem lassen sich die Tatsachen nicht anders erklären. Die zuckrige Hülle ist dem Samenkorn ebensowenig vonnöten, wie der Honigsaft, der die Biene anlockt, der Blume. Der Vogel frisst die Frucht, weil sie zuckrig ist, und verschluckt gleichzeitig das unverdauliche Samenkorn. Er fliegt fort und scheidet allmählich die Samenkörner wieder aus, so wie er sie aufgenommen hat, nur ihrer Hülle beraubt und imstande, fern von den Gefahren der unfreiwilligen elterlichen Selbstsucht zu keimen.

Doch kehren wir zu einfacheren Vorrichtungen zurück. Man braucht nur am Wegrain im ersten besten Grasbüschel ein Hälmschen zu pflücken, und man belauscht eine kleine selbständige, unermüdliche, unverhoffte Intelligenz in ihrem Wirken. Da gibt es z. B. zwei armselige Kletterpflanzen, die schon ein jeder auf seinen Spaziergängen getroffen hat, denn sie wachsen allerorten bis in die undankbarsten Winkel, in die sich ein bisschen Humus verirrt hat. Es sind zwei Spielarten der wilden Luzerne (*Medicago*), beide Unkraut im bescheidensten Sinne des Wortes. Die eine hat eine rötliche Blüte, die andere eine gelbe Quaste von der Grösse einer Erbse. Sieht man sie sich kriechend unter den stolzen Gräsern verstecken, so ahnt man nicht, dass sie — lange vor Archimedes — die erstaunlichen Eigenschaften der Schraube entdeckt und verwertet haben, nicht

zwar zur Hebung von Flüssigkeiten, wohl aber zur Beflügelung des Samens. Sie bewahren den ihren in leichten, viermal gewundenen Spiralen von bewundernswerter Bauart, mit der klugen Absicht, seinen Fall dadurch zu verlangsamen und folglich — mit Hilfe des Windes — seine luftige Reise zu verlängern. Die gelbe Spielart hat die Vorrichtung der roten sogar vervollkommnet, indem sie die Ränder der Spirale mit einer doppelten Reihe kleiner Stacheln versehen hat, in dem augenscheinlichen Bestreben, dass sie an den Kleidern der Vortübergehenden oder am Fell der Tiere hängen bleibt. Sie hofft offenbar die Vorteile der Aërophilie, d. h. die Ausstreuung des Samens durch Schafe, Ziegen, Kaninchen usw. mit denen der Anemophilie oder Samenverbreitung durch den Wind zu vereinen.

Das rührendste an diesem ganzen Bemühen ist seine Vergeblichkeit. Die arme gelbe und rote Luzerne hat sich geirrt. Ihre hervorragenden Schrauben dienen zu nichts. Sie könnten nur dann funktionieren, wenn der Same aus beträchtlicher Höhe herabfiel, vom Wipfel eines hohen Baumes oder von einem hochragenden Grashalm. Jetzt, wo sie sich fast am Boden befinden, hat er noch keine Viertelsumdrehung gemacht, wenn er schon die Erde berührt. Es ist dies ein seltsames Beispiel von Irrtum, Tasten, Experimentieren und kleinen Verrechnungen, die in der Natur nicht zu selten sind; denn nur die, welche sie nie studiert haben, behaupten, sie irre sich nie.

7 Nebenbei gesagt besitzen andere Spielarten der Luzerne diese Flugapparate nicht, gar nicht zu reden von

dem eigentlichen Klee, einem andern hülsentragenden Schmetterlingsblütler, der mit der Luzerne vielfach verwechselt wird. Alle diese halten sich an die primitive Methode der Hülse oder Schote. Bei einer von ihnen, *Medicago aurantiaca*, kann man ziemlich deutlich den Übergang von der gewundenen Hülse zur Schraube beobachten; bei einer anderen Varietät, *Medicago scutellata*, rundet sich die Schraube zur Kugel usw. Wir wohnen hier also anscheinend dem aufregenden Schauspiel einer Art bei, die noch beim Erfinden und Versuchen ist, einer Familie, die ihr Schicksal also noch nicht fest bestimmt hat und eine bessere Methode sucht, um die Zukunft sicher zu stellen. Vielleicht hat die gelbe Luzerne während dieser Versuche, als sie sich in der Spirale verrechnet hatte, die Spitzen oder Häkchen hervorgebracht, indem sie sich nicht ohne Grund sagte, dass die Schafe, die ihre Blätter anlocken, die Sorge für ihre Nachkommenschaft gerechter und unvermeidlicher Weise übernehmen müssen. Und dankt die gelbe Luzerne es dieser neuen Anstrengung und diesem guten Einfall nicht, dass sie ungleich verbreiteter ist als ihr robusterer rotblühender Vetter?

Aber nicht allein in Blüte und Samenkorn, sondern in der ganzen Pflanze, in ihren Blättern, Stielen und Wurzeln, entdeckt man, wenn man ihre bescheidene Arbeit belauscht, manche Spuren eines gewitzigten und lebendigen Verstandes. Man denke nur an die prächtigen Versuche, zum Licht zu gelangen, die unter-

drückte Äste machen, oder an den erfindungsreichen und mutigen Kampf bedrohter Bäume. Ich für mein Teil werde nie das bewundernswerte Beispiel von Heldenmut vergessen, das mir eines Tages in der Provence, in den wilden und veilchendurchdufteten Schluchten des Loup, ein prächtiger hundertjähriger Lorbeerbaum gab. Auf seinem gequälten und krampfhafte gekrümmten Stamme stand gleichsam das Drama seines zähen und schwierigen Lebens geschrieben. Ein Vogel oder der Wind, die Herren seines Geschicks, hatten das Samenkorn an den Abhang eines Felsens getragen, der senkrecht hinabstürzte wie ein eiserner Vorhang. Dort war der Baum entstanden, zweihundert Meter über dem Bergwasser, unzugänglich und einsam, zwischen glühendem, unfruchtbarem Gestein. In der ersten Zeit hatte er seine blinden Wurzeln auf die lange und mühsame Suche nach dem unsicheren Wasser und nach Humus ausgesandt. Aber dies war nur die angeerbte Gewohnheit einer Pflanzenart, welche die Dürre des Südens kennt. Das Bäumchen hatte ein viel ernsteres und unverhoffteres Problem zu lösen: es stand auf einer senkrechten Wand, so dass sein Wipfel, statt in den Himmel zu wachsen, sich über den Abgrund neigte. Es musste also, trotz der zunehmenden Schwere der Zweige, in seinem ersten Schuss innehalten, den verblüfften Stamm hartnäckig an den Fels anlehnen und derart seine schwere Blätterkrone, wie ein Schwimmer mit zurückgebogenem Kopfe, durch unaufhörliche Willensanspannung und Selbstbeziehung in den Äther emportreiben.

Und fortan hatte sich um diesen Lebensknoten alles Streben, alle Energie, all der freie und bewusste Geist des Baumes konzentriert. Die riesige, hypertrophische Krümmung offenbarte die ganze Reihe der Besorgnisse einer Art von Denken, das die Ratschläge, die Sturm und Regen ihm gaben, zu benutzen wusste. Von Jahr zu Jahr wurde die Blätterkrone schwerer, ohne ein andres Streben, als sich in Licht und Wärme zu entfalten, während ein dunkler Brand sich tief in den verkrümmten Arm einfrass, der sie über dem Abgrund hielt. Nun sandte er, ich weiss nicht, von welchem Instinkt beseelt, zwei starke Wurzeln, zwei haarige Taue, mehr als zwei Fuss über der Krümmung aus, um sich an der Granitwand zu verankern. Waren sie wirklich durch seine Besorgnis hervorgerufen, oder sahen sie wohl seit den ersten Tagen die Stunde der grossen Gefahr voraus, und warteten sie ab, um doppelt hilfreich zu sein? War's nur ein glücklicher Zufall? Kein menschliches Auge wird je diesen stummen und für unser kurzes Leben zu langen Dramen beiwohnen.¹

Unter den Pflanzen, die die auffälligsten Beweise von Initiative geben, verdienten die, welche man lebendig oder sensibel nennen könnte, eine Sonderstudie. Ich will mich damit begnügen, hier auf das köstliche Zusammenschrecken der Sensitiven in der Blumenwelt, der schamhaften Mimose, hinzuweisen, die wir alle kennen. Andre Pflanzen mit spontanen Bewegungen sind unbekannter, so die Hedysareen, unter denen na-

mentlich der bewegliche Süßklee (*Hedysarum gyrans*) ganz erstaunliche Bewegungen macht. Dieses kleine Hülsengewächs, aus Bengalen stammend, das oft in unsern Treibhäusern gezogen wird, führt eine Art von fortwährendem und kompliziertem Tanze zu Ehren des Lichtes auf. Seine Blätter teilen sich in drei Blättchen, das mittelste breit und gipfelständig, die anderen schmal und an der Blattwurzel des ersteren ansetzend. Jedes dieser drei Blättchen hat eine eigene und verschiedene Bewegung. Sie leben in rhythmischen, unaufhörlichen, fast chronometrischen Schwingungen. Sie sind so empfindlich gegen das Licht, dass ihr Tanz sich verlangsamt oder beschleunigt, je nachdem Wolken den Himmelsausschnitt, in den sie hinaufschauen, bedecken oder freilassen. Es sind, wie man sieht, wahre Photometer und natürliche Otheoskope lange vor Crooks Erfindung.

Aber diese Pflanzen, zu denen man auch noch die *Drosera* und die *Dionäa* und manche andre rechnen müsste, sind bereits nervöse Wesen, welche die geheimnisvolle und vermutlich imaginäre Grenzscheide, die Tier- und Pflanzenreich trennt, wahrscheinlich etwas überragen. Aber man braucht gar nicht so weit zu gehen; man findet ebensoviel Intelligenz und fast ebensoviel sichtbare Spontaneität am andern Ende der Welt, die uns beschäftigt, in den Niederungen, wo die Pflanze sich noch kaum vom Schlamm oder vom Stein unterscheidet. Ich meine den fabelhaften Stamm

II der Kryptogamen, die man nur mit dem Mikroskop

studieren kann. Darum wollen wir sie auch stillschweigend übergehen, wiewohl das Spiel der Sporen beim Pilz und Farrenkraut, vor allem aber beim Schachtelhalm oder Katzenwedel von einer Feinheit und Genialität ohnegleichen ist. Aber unter den Wasserpflanzen, den Bewohnerinnen des Urschlammes, geschehen minder verborgene Wunder. Da die Befruchtung ihrer Blüten nicht im Wasserschoss stattfinden kann, so hat jede von ihnen ein verschiedenes System erfunden, damit sich der Pollen trocken verstreuen kann. So halten die Zosteren, d. h. das gemeine Seegras, aus dem man Matratzen macht, ihre Blüten sorgfältig in einer wahren Taucherglocke verborgen, die Wasserrosen senden die ihren an die Wasseroberfläche, um sie zu entfalten, sie erhalten und ernähren sie dort an einem endlosen Stengel, der länger wird, sobald der Wasserspiegel steigt. Die falsche Wasserrose (*Villarsia nymphaeoides*) hat keinen sich verlängern- den Stil und so lässt sie ihre Blüten einfach fahren; sie steigen auf und platzen wie Seifenblasen. Die schwimmende Wassernuss (*Trapa natans*) versieht die ihren mit einer Art luftgefüllter Blase; sie tauchen empor, öffnen sich, und sobald die Befruchtung vollzogen ist, füllt sich der Luftraum in der Blase mit einer schleimigen Flüssigkeit, die schwerer ist als das Wasser; und die ganze Vorrichtung taucht wieder unter in den Schlamm, wo die Früchte reifen.

Noch komplizierter ist das System der *Utricularia*. H. Boquillon beschreibt es folgendermassen in seiner „Vie des Plantes“. „Diese Pflanzen, die in

Teichen, Gräben, Morästen und Torfmoorlachen häufig vorkommen, sind im Winter unsichtbar; sie ruhen in ihrem Schlamm. Ihr langer, schmaler kriechender Stengel ist an Stelle der Blätter mit verästelten Fasern besetzt. Am Blattstiel der so verwandelten Blätter bemerkt man einen kleinen birnenförmigen Schlauch, dessen oberes Ende spitz ausläuft und eine Öffnung besitzt. Diese Öffnung hat eine nur nach innen sich öffnende Klappe, deren Ränder mit verästelten Haaren besetzt sind; das Innere des Schlauches ist mit anderen kleinen Drüsenhaaren besetzt, die ihr ein samtartiges Aussehen geben. Sobald die Blütezeit naht, füllen sich diese kleinen Schläuche mit Luft, und je mehr diese zu entweichen drängt, desto fester schliesst sich die Klappe. So erhält die Pflanze schliesslich ein sehr geringes spezifisches Gewicht, durch das sie an die Wasseroberfläche kommt. Nun erst blühen die reizenden kleinen gelben Blüten auf, die wie seltsame kleine Mäuler mit mehr oder minder geschwollenen Lippen aussehen und deren Gaumen mit orangefarbenen oder ockerfarbenen Streifen geziert ist. In den Monaten Juni, Juli und August zeigen sie ihre frischen Farben mitten zwischen Pflanzenresten und erheben sich anmutig über das Pfützenwasser. Aber die Befruchtung ist vollzogen, die Frucht entwickelt sich, die Rollen wechseln; das Wasser drückt auf die Klappe der Schläuche, dringt in die Höhlung, beschwert die Pflanze und zwingt sie, wieder in den Schlamm hinabzutauchen.“

13

Ist es nicht seltsam, in dieser kleinen uralten

Vorrichtung einige der neuesten und fruchtbarsten menschlichen Entdeckungen vorweg genommen zu sehen: das Spiel der Klappen, den Druck der Luft und der Flüssigkeiten, das Prinzip des Archimedes, studiert und nutzbar gemacht? Wie der eben zitierte Autor bemerkt, „ahnte der erste Ingenieur, der an einem gesunkenen Fahrzeug eine Vorrichtung zum Flottmachen anbrachte, gewiss nicht, dass ein ähnliches Verfahren seit Jahrtausenden im Gebrauch war“. In einer Welt, die wir für unbewusst und aller Intelligenz bar halten, wähen wir zuerst, dass unsere geringsten Ideen neue Kombinationen und Beziehungen schaffen. Sieht man näher zu, so ist es höchst wahrscheinlich, dass wir überhaupt nichts schaffen können. Als Spätgeborene dieser Erde finden wir einfach wieder, was stets bestanden hat, und legen wie verwunderte Kinder den Weg, den das Leben schon vor uns gemacht hatte, noch einmal zurück. Überdies ist es sehr natürlich und tröstlich, dass es so ist. Doch wir kommen hierauf noch zurück.

Wir können die Wasserpflanzen nicht verlassen, ohne noch kurz das Leben der romantischsten unter ihnen, der Vallisneria, einer Hydrocharidee zu berühren, deren Befruchtung die tragischste Episode in der Liebesgeschichte der Pflanzenwelt bildet.

Die Vallisneria ist ein ziemlich unansehnliches Gewächs, ohne die seltsame Grazie der Wasserrose oder gewisser Seegräser. Aber man möchte sagen, dass die Natur sie zur Trägerin eines schönen

Gedankens erwählt hat. Ihr ganzes Dasein vollzieht sich im Wasser in einer Art Halbschlaf, bis zu der hochzeitlichen Stunde, wo sie zu neuem Leben erwacht. Dann rollt die weibliche Blüte langsam die Spirale ihres Stiels auf, steigt und taucht empor, schwimmt auf der Oberfläche des Teiches umher und entfaltet ihren Kelch. Die männlichen Blüten einer benachbarten Staude, die sie durch das sonnige Wasser erblicken, steigen hoffnungsvoll zu ihr empor, die sich auf der Flut wiegt, sie erwartet und in eine Wunderwelt hinaufruft. Aber auf halbem Wege sehen sie sich plötzlich festgehalten; ihr Stengel, der Quell ihres Lebens, ist zu kurz. Sie werden nie das Licht des Tages erblicken, das einzige, in dem die Vereinigung des Stempels mit den Staubfäden stattfinden kann! . . .

Gibt es in der Natur eine grausamere Unachtsamkeit oder Prüfung? Man vergegenwärtige sich die Tragödie dieses Verlangens, das Unerreichbare, das doch fast berührt wird, das durchsichtige Verhängnis, die Unmöglichkeit ohne sichtbares Hindernis! . . . Sie wäre unlöslich wie das Drama unseres eignen Erdenlebens, hätten die männlichen Blüten nicht vielleicht ein Vorgefühl ihrer Enttäuschung. Jedenfalls umschliessen sie mit ihrem Kelche eine Luftblase, wie man in seinem Herzen einen Gedanken an verzweifelte Befreiung hegt. Sie zaudern anscheinend einen Augenblick, dann machen sie eine prächtige Kraftanstrengung, die übernatürlichste, die ich in der Geschichte der Insekten und Blumen kenne, um sich zum Glück zu erheben: sie zerreißen frei-

willig das Band, das sie ans Dasein kettet. Sie reißen sich von ihrem Stiel los und mit unvergleichlichem Aufschwung, von Perlen des Frohsinns umgeben, durchbrechen ihre Blütenblätter die Wasseroberfläche. Zu Tode getroffen, aber strahlend und frei, schwimmen sie eine kurze Weile neben ihren sorglosen Bräuten; die Vereinigung vollzieht sich und die Geopferten gehen unter, während die Gattin, die bereits Mutter ist, ihren Kelch, in dem ihr letzter Hauch fortlebt, schliesst, ihre Spirale zusammenrollt und wieder in die Tiefen hinabsteigt, um dort die Frucht des heroischen Kusses zu zeitigen.

Soll man dies reizende Bild trüben, das von strenger Wahrhaftigkeit, aber nur von der Lichtseite gesehen ist, indem man es auch von der Schattenseite betrachtet? Warum nicht? Auf der Schattenseite findet man oft ebenso bedeutungsvolle Wahrheiten wie auf der Lichtseite. Diese herrliche Tragödie wird erst vollkommen, indem man die Intelligenz, das Streben der Art, ins Auge fasst. Wenn man aber die Individuen betrachtet, wird man sie sich in diesem Idealplan ungeschickt und widersinnig benehmen sehen. Bald tauchen die männlichen Blüten empor an die Oberfläche, wenn noch keine stempeltragenden Blüten in der Nähe sind. Bald, wenn der niedrige Wasserstand ihnen gestattete, ihre Gefährtinnen mühelos zu erreichen, zerreißen sie trotzdem mechanisch und unnützlich ihre Stengel. Auch hier sehen wir wieder einmal, dass aller Genius in der Art, im Leben oder in der Natur liegt und dass das Individuum

nahezu stumpfsinnig ist. Nur beim Menschen herrscht ein wirklicher Wetteifer zwischen den beiden Intelligenzen, ein immer deutlicheres und tatkräftigeres Streben nach einer Art von Gleichgewicht, welches das grosse Geheimnis unserer Zukunft ist.

Die Schmarotzerpflanzen bieten uns ähnliche seltsame und bösertige Schauspiele, so z. B. die erstaunliche Flachsseide (*Cuscuta epilinum*) im Volksmund Mönchsbart genannt. Sie ist blätterlos und kaum ist ihr Stengel ein paar Zentimeter lang, so verlässt sie mit Vorbedacht ihre Wurzeln, um ihr erwähltes Opfer zu umspinnen und ihre Saugwurzeln hineinzusenken. Fortan lebt sie fast ausschliesslich auf Kosten ihrer Beute. Es ist unmöglich, ihren Scharfsinn zu täuschen, sie weist jede ihr nicht zusagende Stütze ab und sucht, unter Umständen ziemlich weit, nach dem Hanf-, Hopfen-, Lein- oder Luzernenstengel, der ihrem Temperament und Geschmack zusagt.

Die Flachsseide lenkt unsern Blick unwillkürlich auf die Kletterpflanzen, die sehr merkwürdige Gewohnheiten haben und ein Wort der Beachtung verdienen. Überdies haben die unter uns, die ein wenig auf dem Lande gelebt haben, gewiss oft Gelegenheit gehabt, zu beobachten, mit welchem Instinkt oder welcher Art von Vision die Ranken des wilden Weins oder der Winde nach einem Harkenstiel streben, den man an eine Mauer gelehnt hat.

17 Man stelle die Harke wo anders hin — und am

nächsten Tage hat sich die Ranke umgedreht und sie wiedergefunden. Schopenhauer fasst in seiner Betrachtung „Über den Willen in der Natur“ bei dem Kapitel, das der Pflanzenphysiologie gewidmet ist, eine Menge von Beobachtungen und Experimenten über diesen wie über mehrere andre Punkte zusammen. Es würde mich zu weit führen, darauf einzugehen; ich bitte den Leser, das Kapitel nachzulesen: er findet dort zahlreiche Quellen und Nachweise angeführt. Ich brauche nicht hinzuzufügen, dass diese Quellen sich seit fünfzig Jahren seltsam vermehrt haben und dass der Stoff nahezu unerschöpflich ist.

Unter diesen zahllosen Beispielen der List und der mannigfachen Vorsichtsmassregeln möchte ich noch das des Schweinssalats (*Hyoseris radiata*) anführen, einer kleinen, gelbblühenden Pflanze, die dem Löwenzahn ähnlich ist. Man findet sie häufig an alten Mauern an der Riviera. Um sowohl die Samenausstreung wie die Stabilität ihrer Rasse zu sichern, trägt sie gleichzeitig zwei Samenarten: die einen fallen leicht ab und haben Flügel, um im Winde zu fliegen, während die anderen flügellos sind und Gefangene des Blütenstands bleiben, so dass sie erst frei werden, wenn die Pflanze verfault.

Bei der Choleradistel (*Xanthium spinosum*) sehen wir, wie fein durchdacht gewisse Systeme der Samenausstreung sind und wie glücklich sie funktionieren. Die Choleradistel ist ein scheussliches Unkraut, mit furchtbaren Stacheln gespickt; sie war bis vor kurzem in Westeuropa unbekannt und natürlich hatte niemand daran gedacht, sie hier einzuführen.

Sie verdankt ihre Verbreitung ihren mit Häkchen besetzten Fruchtkapseln, die sich in die Tierfelle festkrallen. In Russland heimisch, ist sie zu uns in Wolleballen gekommen, die aus den russischen Steppen stammten. Man kann die Etappen ihrer Wanderschaft und Welteroberung auf der Karte verfolgen.

Das italienische Leimkraut (*Silene italica*), ein harmloses weisses Blümchen, das man massenhaft unter den Ölbäumen findet, hat sein Denken in einer anderen Richtung betätigt. Anscheinend sehr ängstlich, sehr besorgt, dass keine unliebsamen und unsauberen Insekten seinen Kelch besuchen, hat es seine Stengel mit drüsigen Haaren besetzt, die einen klebrigen Leim ausschwitzen. Durch diese werden die Schmarotzer so gut gefangen, dass die Bauern sie im Süden als Fliegenfalle in ihren Häusern benutzen. Gewisse Leimkrautgewächse haben das System übrigens sinnreich vereinfacht. Da sie vor allem die Ameisen fürchten, so haben sie es zu deren Abwehr für ausreichend gefunden, einen breiten klebrigen Ring unter dem Knoten jedes Stengels anzubringen. Genau dasselbe machen die Gärtner, wenn sie die Stämme der Obstbäume mit einem Teerring umgeben, um zu verhindern, dass Raupen hinaufkriechen.

Diese Tatsache führt uns dahin, die Verteidigungsmittel der Pflanzen zu studieren. In einem ausgezeichneten populärwissenschaftlichen Werke „*Les Plantes originales*“, auf das ich den Leser verweise, wenn er näheres wissen

will, prüft Henri Coupin einige dieser seltsamen und unerwarteten Waffen nach. Da ist zunächst die aufregende Frage der Dornen, über die ein Schüler der Sorbonne, Lothelier, sehr bemerkenswerte Experimente angestellt hat; daraus geht hervor, dass Schatten und Feuchtigkeit die stechenden Teile der Pflanzen zu unterdrücken trachten. Andererseits umgibt sich die Pflanze, je mehr sie auf dürrer Boden und im Sonnenbrand wächst, desto mehr mit Stacheln, als begriffe sie, dass sie als fast einziges Lebewesen zwischen öden Felsen oder auf dürrer Sande ihre Verteidigung gegen einen Feind, der keine Auswahl an Beute mehr hat, doppelt energisch betreiben müsse. Auch das ist bemerkenswert, dass die meisten dornigen Pflanzen in der Pflege des Menschen allmählich ihre Waffen verlieren und dem übernatürlichen Beschützer, der sie in seine Umfriedigung aufnimmt, die Sorge für ihr Heil überlassen.²

Andre Pflanzen, z. B. die Borretschgewächse, ersetzen die Dornen durch harte Haare. Wieder andre wie die Nesseln, vergiften sie noch. Noch andre, wie Geranium, Minze, Raute, entwickeln, um die Tiere abzuhalten, starke Gerüche. Doch die seltsamsten sind die, welche sich mechanisch verteidigen. Ich erwähne nur den Schachtelhalm, der sich mit einem wahren Panzer von mikroskopischen Kieseln umgibt. Schliesslich führt die Mehrzahl der Gräser, um sich gegen die Gefrässigkeit der Schnecken zu schützen, Kalk in ihre Zellengewebe ein.

Ehe ich an das Studium der komplizierten Vorrichtungen gehe, die die kreuzweise Befruchtung erforderlich macht, sei unter den tausenden von Hochzeitsgebräuchen, die in unseren Gärten herrschen, auf die genialen Ideen einiger sehr schlichter Blumen hingewiesen, bei denen die beiden Gatten in dem gleichen Blütenkelch geboren werden, sich lieben und sterben. Die Grundzüge des Systems sind genugsam bekannt, die Staubfäden oder männlichen Organe, meist zart und zahlreich, gruppieren sich um den kraftstrotzenden und geduldigen Stempel.³ „Mariti et uxores uno eodemque thalamo gaudent“, wie der grosse Linné so köstlich sagt. Aber Anordnung, Form und Gewohnheiten dieser Organe variieren von Blume zu Blume, wie wenn die Natur einen Gedanken hätte, der sich noch nicht fixieren kann, oder eine Phantasie, die es sich zur Ehre macht, sich nie zu wiederholen. Oft fällt der reife Pollen ganz naturgemäss von der Spitze der Staubfäden auf den Stempel, oft wiederum sind Staubblätter und Stempel gleich hoch, oder der letztere ist zu weit entfernt, oder der Stempel ist zweimal höher als die Staubblätter. Dann bedarf es ungeheurer Anstrengungen, um zur Vereinigung zu gelangen. Bald sitzen die Staubblätter, wie bei der Nessel, in der Tiefe des Blumenkelches zusammengekauert auf ihrem Stengel, und dieser schnell im Augenblick der Befruchtung hoch wie eine Feder, so dass der Staubbeutel oder Pollensack, der sie überragt, eine Wolke von Blütenstaub auf die Narbe streut. Bald stehen die Staubblätter,

wie bei der Berberitze, weit ab vom Stempel und damit die Befruchtung sich nur während der schönen Stunden eines sonnigen Tages vollziehen kann, werden sie durch das Gewicht zweier feuchter Drüsen gegen die Wände der Blume gedrückt. Erscheint die Sonne, so verflüchtigt sich die Feuchtigkeit und die entlasteten Staubblätter stürzen sich auf die Narbe. Bei anderen geht es wieder anders her: so bei den Primeln, wo die weiblichen Organe abwechselnd länger oder kürzer sind als die männlichen. Bei Lilie, Tulpe usw. tut die allzuschlanke Gemahlin alles, was sie kann, um den Pollen aufzunehmen und festzuhalten. Aber das eigenartigste und fabelhafteste System ist das der Raute (*Ruta graveolens*), eines ziemlich übelriechenden Arzneikrautes aus der übelberüchtigten Familie der Emmenagogen. Ruhig und gehorsam harren die Staubfäden in dem gelben Blütenkelch, im Kreise um den dicken, gedrungenen Stempel gruppiert. Zur hochzeitlichen Stunde gehorchen sie dem Ruf der Frau, die sie anscheinend bei Namen ruft, denn eines der Staubblätter nähert sich ihr und berührt die Narbe, dann das dritte, das fünfte, siebente, neunte usw. bis alle ungleichen ihre Pflicht getan haben. Dann kommen die gleichen an die Reihe, das zweite, vierte, sechste usw. Eine wahre Liebe auf Befehl! Diese Blume, die zählen kann, erschien mir so erstaunlich, dass ich den Botanikern anfangs nicht glaubte; ich habe ihren Zahlensinn mehr als einmal selbst festgestellt, ehe ich ihn zu bestätigen wagte. Und ich habe gefunden, dass sie sich nur selten verzählt.

Es würde zu weit führen, wollte man diese Beispiele noch vermehren. Ein einfacher Spaziergang in Wald und Feld gestattet uns, über diesen Gegenstand tausend ebenso seltsame Beobachtungen zu machen wie die, von denen die Botaniker berichten.

Doch ehe ich dies Kapitel schliesse, möchte ich noch einer Blume Erwähnung tun, nicht als ob sie eine besondere Erfindungsgabe aufzuweisen hätte, aber sie hat eine wunderbare Liebesgebärde erfunden. Es ist der Schwarzkümmel (*Nigella Damascena*), dessen Volksnamen reizend sind: Braut in Haaren, Gretchen im Busch, Jungfer im Grünen usw., lauter glückliche Versuche der Volkspoesie, um eine kleine Pflanze, die dem Volk gefällt, zu beschreiben. Im Süden findet man sie wild an Wegrainen und unter Ölbäumen; im Norden wird sie oft in altmodischen Gärten gezogen. Die Blume ist zartblau, schlicht wie ein Blümlein auf alten Bildern, und die „Brauthaare“ sind die wirren, schmalen und leichten Blätter, welche die Blütenkrone mit einem „Busch“ dunstigen Grüns umgeben. Beim Wachsen der Blüte stehen die fünf Stempel eng um die Mitte der azurenen Blumenkrone, wie fünf Königinnen in grünen Gewändern, hochmütig, unzugänglich, umdrängt von der zahllosen und hoffnungslosen Schar ihrer Liebhaber, der Staubfäden, die nicht bis an ihre Knie heranreichen. Und nun beginnt im Schosse dieses Saphir- und Türkispalastes, im Glück der Sommertage, das Drama ohne Worte und ohne einen Schluss, der sich bei dem ohnmächtigen, unnützen, unbeweglichen Harren vor-

aussehen liesse. Aber die Stunden, welche die Jahre der Blume sind, verrinnen und ihr Glanz wird trüber. Die Blütenblätter fallen ab und der Stolz der grossen Königinnen scheint sich unter der Last des Lebens endlich zu beugen. In einem bestimmten Moment, gleich als gehorchten sie einer geheimen und unwiderstehlichen Losung der Liebe, welche diese Prüfung für hinreichend hält, beugen sich alle zusammen gleichzeitig nieder, sinken zurück in einer symmetrischen Bewegung, wie der fünffache harmonische Bogen eines fünffachen Wasserstrahls, der in seine Schale zurückfällt, und küssen holdselig den Goldstaub des hochzeitlichen Kusses von den Lippen ihrer demütigen Liebhaber.

Das Unverhoffte herrscht hier, wie man sieht, im Überfluss. Man könnte ein dickes Buch über die Intelligenz der Pflanzen schreiben, wie Romanes ein solches über die der Tiere geschrieben hat. Aber diese Studie soll keineswegs als Handbuch zu diesem Kapitel dienen; ich will weiter nichts, als die Aufmerksamkeit auf einige interessante Vorgänge richten, die rings um uns stattfinden in einer Welt, in der wir uns ein wenig zu eitel für privilegierte Wesen halten. Diese Vorgänge sind nicht ausgewählt, sondern nur als Beispiele genommen, wie es Beobachtung und Zufall gefügt haben. Ausserdem beabsichtige ich mich in den folgenden Zeilen vor allem mit den Blumen zu befassen, denn in ihnen treten die grössten Wunder zu-

tage. Von den fleischfressenden Pflanzen will ich zunächst nicht reden. Die Sonnentaugewächse (Droseraceæ), Kannenträger (Nepentheæ) u. a., die das Tierreich berühren und eine ausführliche Spezialstudie erfordern, will ich übergehen, um mich nur mit der wirklichen Blüte, der eigentlichen Blume zu befassen, die man für fühllos und leblos hält.

Um Tatsachen und Theorien zu trennen, wollen wir von ihr reden, als hätte sie nach Menschenart vorausgesehen und begriffen, was sie verwirklicht hat. Wir werden weiterhin sehen, was man ihr lassen und wieder nehmen muss. Augenblicklich steht sie allein vor uns, wie eine prächtige Fürstin, mit Vernunft und Willen begabt. Unleugbar besitzt sie diese Eigenschaften, und um sie ihr zu nehmen, müsste man zu sehr dunklen Hypothesen seine Zuflucht nehmen. Sie blüht also regungslos auf ihrem Stengel und schirmt die Fortpflanzungsorgane der Pflanze in einem leuchtenden Tabernakel. Anscheinend braucht sie die geheimnisvolle Vereinigung der Stempel und Staubfäden im Schosse dieses Heiligenschreins der Liebe nur vor sich gehen zu lassen, und viele Blumen tun dies auch. Aber für viele andre entsteht das unter normalen Verhältnissen unlösbare, von furchtbaren Gefahren bedrohte Problem der kreuzweisen Befruchtung. Zahllose und unerdenkliche Erfahrungen müssen sie zu der Einsicht geführt haben, dass die Selbstbefruchtung, d. h. die Befruchtung der Narbe durch den Pollen der Staubbeutel, die sie in dem eignen Kelch umgeben, die Entartung rasch herbeiführt.

Sie haben von dieser Erfahrung nichts erkannt, nichts profitiert, sagt man uns. Die Gewalt der Dinge liess ganz einfach die durch Selbstbefruchtung geschwächten Pflanzen und Samen verschwinden. Bald blieben nur die übrig, die durch irgend eine Anomalie, z. B. die übermässige Länge des Stempels, der sich mit den Staubblättern nicht berühren konnte, die Selbstbefruchtung ausschloss. Diese Ausnahmen überlebten allein in tausend Kämpfen, die Erblichkeit legte das Werk des Zufalls schliesslich fest und der normale Typus verschwand.

Wir werden weiterhin sehen, dass mit diesen Erklärungen nichts erklärt ist. Augenblicklich wollen wir in den Garten oder ins Feld gehen, um zwei oder drei seltsame Erfindungen des Blumengeistes näher zu beobachten. Aber schon ehe wir das Haus verlassen, sehen wir, von Bienen umschwärmt, einen duftigen Salbeibüschel, in dem ein sehr geschickter Mechaniker wohnt. Jeder, auch wer noch so wenig aufs Land kommt, kennt die gute Salbei. Sie ist eine anspruchslose Lippenblume und trägt eine sehr schlichte Blüte, die sich energisch öffnet wie ein hungriger Rachen, der nach den vorbeikommenden Sonnenstrahlen schnappt. Es gibt viele Varietäten davon, die — eine merkwürdige Einzelheit — das Befruchtungssystem, das wir uns näher ansehen wollen, nicht alle angenommen noch zur gleichen Vollendung gebracht haben.

Doch wir beschäftigen uns hier nur mit der gemeinen Salbei, die jetzt, wie um den Einzug des Frühlings zu feiern, alle Mauern meiner Ölbergterrassen mit ihren violetten Draperien schmückt. Die Balkone grosser Marmorpaläste, die einen König erwarten, sind nie mit prächtigerem, glücklicherem, duftigerem Schmuck geziert worden. Man wähnt den Duft des hellen Sonnenscheins zu greifen, wenn er am heissesten niederfällt und es Mittag läutet . . .

Die Narbe, d. h. das weibliche Organ, ist also in der oberen Lippe eingeschlossen, die eine Art Helm bildet. Hier befinden sich ebenfalls die beiden Staubblätter oder männlichen Organe. Damit sie nun nicht die Narbe befruchten, die mit ihnen in dem gleichen Hochzeitspalast wohnen, ist diese zweimal so lang wie sie, so dass sie keine Möglichkeit haben, sie zu erreichen. Um aber auch jedem Zufall vorzubeugen, hat die Pflanze sich protandrisch gemacht, d. h. die Staubblätter werden früher reif als der Stempel; ja wenn das weibliche Organ empfangsbereit ist, sind die männlichen schon verschwunden. Es muss also eine äussere Macht hinzutreten, um die Vereinigung zu vollziehen und einen fremden Pollen auf die verlassene Narbe zu tragen. Eine gewisse Zahl von Blumen, die man Anemophilen nennt, vertrauen dem Wind diese Sorge an. Aber die Salbei — und das ist der weit häufigere Fall — ist entomophil, d. h. sie liebt die Insekten und rechnet nur auf deren Beihilfe. Überdies weiss sie wohl — denn sie weiss so manches —, dass sie in einer Welt lebt, in der man auf keine Sympathie,

auf keine barmherzige Hilfe zu rechnen hat. Sie wird ihre Kräfte also nicht damit vergeuden, die Gefälligkeit der Bienen umsonst anzurufen. Die Biene lebt, wie alles, was auf unsrer Erde mit dem Tode ringt, nur für sich und ihre Art und denkt nicht im mindesten daran, den Blumen, die sie ernähren, Dienste zu leisten. Wie also kann sie gezwungen werden, ihre hochzeitliche Pflicht wider Willen oder doch wenigstens unbewusst zu verrichten? Folgendes ist die wunderbare Liebesfalle, welche die Salbei erfunden hat: in der Tiefe ihres violetten Seidenzeltes bereitet sie einige Tropfen Honigsaft als Lockspeise. Aber der Zugang zu dieser Flüssigkeit ist versperrt durch zwei parallele Stiele, ähnlich wie die Drehbäume einer holländischen Zugbrücke. Auf der äussersten Spitze jedes dieser Stiele befindet sich ein dicker Staubkolben, der von Pollen strotzt; weiter unten dienen zwei kleinere Warzen als Gegengewicht. Dringt nun die Biene in die Blume ein, um an den Honigsaft zu kommen, so muss sie die kleinen Warzen mit dem Kopf anstossen. Die beiden Stiele, die sich auf einer Achse drehen, geraten sofort in Schaukelbewegung und die beiden Staubkolben des oberen Endes schlagen gegen die Flanken des Insekts und bedecken sie mit fruchtbarem Staube. Sobald die Biene die Blüte verlassen hat, federn die Stengel in ihre ursprüngliche Lage zurück und alles ist zu einem neuen Besuche bereit.

Aber das ist nur die erste Hälfte des Dramas, die folgende spielt sich auf einer anderen Szene ab. In einer benachbarten Blüte, deren Staubblätter

bereits verwelkt sind, hat der Stempel, der den Pollen erwartet, den Helm langsam verlassen, sich gestreckt, geneigt, ist umgefallen und hat sich gegabelt, so dass er nun seinerseits den Eingang seines Pavillons versperrt. Beim Befliegen der Blüte gelangt die Biene mit dem Kopfe ungehindert durch die hängende Gabel, streift sie aber mit ihrem Rücken und ihren Flanken genau an den Stellen, wo die Staubblätter sie getroffen haben. Die zweispaltige Narbe verschluckt gierig den silbrigen Staub und die Befruchtung vollzieht sich. Übrigens kann man mit einem Strohalm oder einem Streichholz, das man in die Blume einführt, leicht den Apparat in Bewegung setzen und sich von der Kombination aller dieser Bewegungen, von ihrer wunderbaren und rührenden Genauigkeit selbst überführen.

Die Spielarten der Salbei sind sehr zahlreich und ich erlasse dem Leser die Aufzählung der meisten gelehrten Namen, die nicht immer elegant sind: *Salvia pratensis*, *officinalis* (unsre Gartensalbei), *horminium*, *horminoïdes*, *glutinosa*, *sclarea*, *Roemeri*, *azurea*, *Pitcheri*, *splendens* (die prächtige scharlachrote Salbei unsrer Blumenkörbe). Es gibt vielleicht nicht eine einzige, die in den Einzelheiten des soeben erörterten Mechanismus nicht ihre Besonderheiten hat. Einige darunter haben, was ich für eine zweifelhafte Vervollkommnung halte, die Länge des Stempels verdoppelt, ja verdreifacht, so dass er nicht allein aus dem Helm hervorragt, sondern sich vor dem Eingang der Blüte wie eine Helmfeder nach rückwärts biegt. Sie vermeiden dadurch die immerhin mögliche Ge-

fahr einer Befruchtung der Narbe durch die in demselben Helme befindlichen Staubkolben. Andererseits kann es geschehen, wenn die Protandrie nicht streng ausgeübt wird, dass das Insekt beim Verlassen der Blume den Pollen der Staubkolben, mit denen die Narbe zusammenwohnt, auf diese abstreift. Bei andern divergieren die Staubblätter im Augenblick der Schaukelbewegung mehr, so dass die Flanken des Insekts mit grösserer Sicherheit getroffen werden. Anderen schliesslich ist es nicht gelungen, alle Teile des Mechanismus richtig auszubilden. So finde ich nicht weit von meinen violetten Salbeipflanzen, neben dem Brunnen, unter einem Oleanderbusch, eine Familie mit weissen, blasslila gesprenkelten Blüten. Hier ist weder eine Absicht, noch eine Spur von einer Schaukelvorrichtung zu entdecken. Staubblätter und Narbe erfüllen in wirrem Durcheinander die Mitte des Blumenkelches. Alles scheint dem Zufall überlassen und in chaotischem Zustand. Ich zweifle nicht daran, dass man die ganze Geschichte dieser Lippenblume rekonstruieren könnte, wenn man alle ihre zahlreichen Spielarten zusammenstellte. Man könnte alle Etappen der Erfindungen, von dem ursprünglichen Chaos der weissen Salbei, die ich vor Augen habe, bis zu den letzten Vervollkommnungen der Gartensalbei verfolgen. Was soll man dazu sagen? Ist das System bei diesem duftenden Blumenvolk noch nicht festgestellt? Ist es immer noch im Stadium des Probierens und Versuchens, wie die Familie des Klees bei der Schraube des Archimedes? Ist die Vor-

trefflichkeit der automatischen Klappvorrichtung noch nicht einmütig anerkannt? Also wäre nicht alles unerschütterlich und vorbestimmt? Man erörterte und experimentierte also noch unter unseren Augen in dieser Welt, deren mechanische Routine wir für vorbestimmt und organisch bedingt halten? 4

Wie dem aber auch sei, die Mehrzahl der Salbeiblüte bietet uns eine elegante Lösung des Problems der kreuzweisen Befruchtung. Aber ebenso wie in der Menschenwelt jede neue Entdeckung sofort von einer Menge kleiner Suchender aufgenommen, vereinfacht und verbessert wird, so ist auch in der Blumenwelt, die man als „mechanisch“ hinstellen möchte, das Patent der Salbei verändert und in mancher Einzelheit seltsam vervollkommen worden. Ein ziemlich gemeines Braunwurzgewächs (*Pedicularis silvatica*), das gewiss manchem schon auf sumpfigen Wiesen und an feuchten Plätzen begegnet ist, hat ausserordentlich sinnreiche Verbesserungen angebracht. Die Form der Blumenkrone ist fast genau die gleiche wie bei der Salbei, aber die Narbe und die beiden Staubkolben sind alle drei in dem oberen Helm untergebracht. Nur die kleine feuchte Kugel der Narbe ragt über den Helm hinaus, während die Staubkolben gänzlich gefangen bleiben. In diesem seidigen Tabernakel sind also die beiderseitigen Geschlechtsorgane sehr eng beieinander, ja fast in unmittelbarer Berührung; trotzdem ist die Selbstbefruchtung, dank einer ganz andern Anordnung als bei der Salbei, gänzlich aus-

geschlossen. In der Tat bilden die beiden Staubkolben zwei pollenstrotzende Beutel, die nur je eine Öffnung haben und so nebeneinander stehen, dass diese Öffnungen sich bedecken und gegenseitig verschliessen. Sie werden im Innern des Helmes auf ihren federartigen Stielen durch zwei Arten von Zähnnchen gewaltsam festgehalten. Die Biene oder Hummel, die die Blume befiegt, um den Honigsaft zu schlürfen, biegt diese Zähnnchen notwendig auseinander, und alsbald kommen die befreiten Staubkolben zum Vorschein, quellen aus dem Helm heraus und entleeren sich auf den Rücken des Tieres.

Aber dabei bleibt der Verstand und die Voraussicht der Blume nicht stehen. Wie H. Müller darthut, der zuerst den wunderbaren Mechanismus der *Pedicularis* völlig studiert hat, „würde, wenn die Staubblätter bei der Berührung des Insekts ihre Stellung zu einander behielten, nicht ein Pollenkorn herauskommen, da ihre Öffnungen sich gegenseitig versperren. Aber ein ebenso einfacher wie sinnreicher Kunstgriff besiegt die Schwierigkeit. Die Unterlippe der Blumenkrone ist nicht symmetrisch und wagerecht, sondern unregelmässig und schräg, so dass die eine Seite um ein paar Millimeter höher steht als die andre. Die darauf befindliche Hummel kann selbst nur eine schräge Stellung einnehmen. Daraus folgt, dass ihr Kopf die vorspringenden Teile der Blumenkrone nur nach einander berühren kann. So findet also auch das Aufklinken der Staubbeutel nur sukzessive statt; einer nach dem andern trifft das Insekt mit seiner freien Öff-

nung und bestreut es mit fruchtbarem Staub Geht die Hummel dann zu einer anderen Blüte über, so befruchtet sie sie unvermeidlich, denn das erste, worauf sie trifft, indem sie den Kopf in die Kelchöffnung steckt, ist die Narbe, die sie genau an der Stelle streift, wo sie im nächsten Augenblick von den Staubblättern berührt wird, gerade an der Stelle, wo sie schon von den Staubblättern der zuletzt verlassenen Blüte getroffen wurde.“

Man könnte diese Beispiele ad infinitum vermehren. Jede Blume hat ihre Idee, ihr System, ihre erworbene Erfahrung, die sie zu benutzen weiss. Sieht man sich ihre kleinen Erfindungen, ihre verschiedenen Methoden aus der Nähe an, so glaubt man sich in einer Ausstellung von mechanischen Werkzeugen, wo der mechanische Sinn des Menschen all seine Hilfsmittel offenbart. Aber unser mechanischer Sinn ist von gestern, wogegen die Mechanik der Blumen seit Jahrtausenden funktioniert. Als die Blumen auf unserer Erde erschienen, hatten sie kein einziges Muster um sich, nach dem sie sich hätten richten können. Sie mussten alles aus eigenen Mitteln erfinden. Als wir noch mit Keule, Bogen und Flegel bewaffnet waren, in der noch garnicht so lange verflossenen Zeit, wo wir das Rad, die Rolle, die Winde, den Rammklotz erfanden, in der Zeit — es war sozusagen vorgestern — wo unsre Meisterwerke das Katapult, die Uhr und der Webstuhl waren, hatte die Salbei die Drehbäume und Gegengewichte ihrer Präzisionsschaukel, hatte die Pedicularis wie durch

ein wissenschaftliches Experiment ihre verschlossenen Staubkolben, das sukzessive Aufklinken ihrer Federn und die Kombination ihrer schiefen Ebenen geschaffen. Wer ahnte vor hundert Jahren wohl etwas von den Schraubenvorrichtungen, die Ahorn und Linde seit der Entstehung der Bäume benutzen? Wann wird es uns gelingen, einen Fallschirm oder einen Beflügelungsapparat zu bauen, der so fest, so leicht, so subtil und so sicher ist wie der des Löwenzahns? Wann werden wir das Geheimnis entdecken, wie man aus einem so zarten Gewebe wie die Seide der Blütenblätter eine so kräftige Feder schneidet wie die des spanischen Ginsters, der seinen Pollen mit solcher Gewalt in die Luft schleudert? Und wer nennt uns das Geheimnis der wunderbaren Kraft der Spritzgurke oder Damenpistole, deren Namen ich zu Beginn dieser Zeilen erwähnte? Kennt man die Spritzgurke? Sie ist ein schlichtes Gurkengewächs, am Gestade des Mittelmeers ziemlich gewöhnlich. Ihre fleischige Frucht, die einer kleinen Gurke gleicht, ist mit unerklärlicher Vitalität und Energie begabt. In der Zeit ihrer Reife springt sie bei der leisesten Berührung plötzlich von ihrem Stiele ab, indem sie sich krampfhaft zusammenzieht, und spritzt aus der Öffnung, die durch das Abreißen entsteht, zahlreiche Samenkörner, vermischt mit einem Schleimstrahl von so fabelhafter Intensität, dass dieser den Samen vier oder fünf Meter von der Pflanze fort schleudert. Diese Bewegung ist ebenso ausserordentlich, als ob wir imstande wären, uns in einer einzigen krampfartigen Bewegung zu entleeren und

alle unsre Organe, unsre Eingeweide und unser Blut einen halben Kilometer von unsrer Haut und unserm Knochengerüst weit zu schleudern. Übrigens gibt es eine grosse Zahl von Samen, die ballistische Methoden anwenden und Energiequellen besitzen, die uns mehr oder minder rätselhaft sind. Man denke z. B. an das Platzen des Ginsters und des Raps; aber eine noch grössere Meisterin der Pflanzenartillerie ist der Wunderbaum (*Rhizinus communis*), eine Euphorbiacee unserer Himmelsstriche, ein grosses, ziemlich schmuckes „Unkraut“, das oft übermannshoch wird. Ich habe hier auf meinem Tisch in einem Glas Wasser einen Zweig dieser Pflanze mit dreispaltigen grünlichen Kapseln, welche die Samenkörner enthalten. Von Zeit zu Zeit platzt eine dieser Kapseln geräuschvoll und die Samenkörner, mit einer wunderbaren Anfangsgeschwindigkeit begabt, prallen nach allen Seiten an Wände und Möbel. Trifft eines davon ins Gesicht, so glaubt man anfangs von einem Insekt gestochen zu sein, so scharf dringen diese stecknadelkopfgrossen Samenkörner auf einen ein. Betrachtet man die Kapsel und sucht nach den Springfedern, so findet man das Geheimnis dieser Kraft dennoch nicht; sie ist ebenso unsichtbar wie unsre Nervenkraft. Der spanische Ginster (*Spartium junceum*) hat nicht nur federnde Schoten, sondern auch federnde Blüten. Vielleicht kennt der Leser diese prächtige Pflanze. Sie ist die stolzeste Vertreterin der grossen Ginsterfamilie, die so widerstandsfähig, arm, nüchtern und kräftig ist, dass sie keinen Boden, keine Prüfung verschmäht. Im Süden steht sie längs der Berg-

pfade in mächtigen runden Büschen, die oft drei Meter hoch werden und sich im Mai und Juni mit einem prächtigen Flor lauterer Goldes schmücken, dessen Düfte sich mit denen ihrer gewöhnlichen Nachbarin, des Gaisblatts, mischen und unter dem Gluthauch der dörrenden Sonne Wonnen ausströmen, die man nur mit himmlischem Tau, paradiesischen Quellen und der sternenkühlen Durchsichtigkeit einer blauen Grotte vergleichen kann . . .

Die Blüten dieses Ginsters wie die aller hülsentragenden Schmetterlingsblumen ähneln der Erbsenblüte unsrer Gärten und ihre unteren Blütenblätter, die wie ein Schiffsporn angelötet sind, verschliessen hermetisch den Stempel und die Staubfäden. Solange die Blüte nicht reif ist, findet die Biene, die sie auskundschaftet, sie unzugänglich. Aber sobald den gefangenen Brautpaaren die Stunde der Mannbarkeit schlägt, sinkt der Sporn unter der Last des darauf sitzenden Insekts, die goldne Kammer springt wollüstig auf und bestäubt den Eindringling und die nächsten Blüten energisch mit einer Wolke leuchtenden Staubes, die ein breites vorstehendes Blütenblatt eigens auf die Narbe herablenkt, die befruchtet werden soll.

Wer diese Probleme gründlich studieren will, den verweise ich auf die Werke von Christian Konrad Sprengel, der schon 1793 in seinem merkwürdigen Buche „Das entdeckte Geheimnis der Natur“ die Funktionen der verschiedenen Organe bei den Orchideen studierte, ferner auf die Werke von Charles Darwin, Dr. H. Müller-Lippstadt, Hildebrandt, dem Italiener Delpino, Hooker, Robert Brown u. v. a.

Bei den Orchideen finden wir die vollkommensten und harmonischsten Kundgebungen der Pflanzenintelligenz. In diesen seltsamen und gequälten Blumen erreicht der Geist der Pflanze seinen höchsten Gipfel und dringt mit einer unerwarteten Flamme durch die Wände, welche die Naturreiche scheiden. Übrigens darf uns der Name Orchidee nicht verwirren, als handelte es sich um eine seltene und kostbare Blume, um eine jener Königinnen des Treibhauses, die eher die Fürsorge eines Juweliers als die eines Gärtners zu erheischen scheinen. Unse eingeborene, wilde Flora, die alle unsre bescheidenen „Unkräuter“ einbegreift, zählt mehr als fünf- undzwanzig Arten von Orchideen, unter denen sich gerade die erfindungsreichsten und kompliziertesten befinden, sie, die Charles Darwin in seinem Buche „Von der Befruchtung der Orchideen durch Insekten“ beschrieben hat, das die wunderbare Geschichte der heldenmütigsten Anstrengungen der Blumenseele enthält. Es kann nicht der Zweck unserer Studie sein, diese reiche und feenhafte Biographie hier in wenigen Zeilenzusammenzufassen. Trotzdem müssen wir, da es sich hier um die Intelligenz der Blumen handelt, einen ungefähren Begriff von der Lebensart und den geistigen Gewohnheiten derjenigen geben, die eine Meisterin in der Kunst ist, den Schmetterling oder die Biene zur genauen Ausführung ihrer Wünsche in der vorgeschriebenen Form und Zeit zu zwingen.

37 **D**er äusserst komplizierte Mechanismus der Orchidee ist ohne Figuren nicht leicht auseinander-

zusetzen; trotzdem will ich versuchen, einen genügenden Begriff davon zu geben, indem ich mehr oder minder naheliegende Vergleiche heranziehe und den Gebrauch gelehrter Ausdrücke wie *Retinaculum*, *Labellum*, *Rostellum*, *Pollinarien* möglichst zu vermeiden suche, da sie bei Nichtbotanikern kein konkretes Bild auslösen.

Nehmen wir eine der in unseren Breiten häufigsten Orchideen, wie die *Orchis maculata*, oder besser eine etwas grössere, die *Orchis latifolia* (breitblättriges Knabenkraut), weil hier die Beobachtung leichter ist. Es ist eine lebhaftere Pflanze, die dreissig bis sechzig Zentimeter Höhe erreicht. Sie kommt in Wäldern und feuchten Wiesen ziemlich häufig vor und trägt einen Thyrsusstab kleiner rötlicher Blüten, die im Mai und Juni aufgehen. Der Typus unserer Orchideen stellt ziemlich genau den phantastischen, weit geöffneten Rachen der chinesischen Drachen dar. Die sehr lange, herabhängende Unterlippe, einer ausgefransten oder zerfetzten Schürze ähnlich, dient dem Insekt als Trittbrett oder Ruhepunkt. Die Oberlippe rundet sich zu einer Art von Hütchen, das die Hauptorgane schützt, während im Rücken der Blüte neben dem Blumenstiel eine Art Sporn oder langes spitzes Horn herabwächst, das den Honigsaft enthält. Bei den meisten Blüten ist der Stempel, d. h. das weibliche Organ, eine kleine, mehr oder minder klebrige Quaste, die auf der Spitze eines zarten Stiels geduldig der Ankunft des Pollens harret. In der Orchidee ist diese klassische Einrichtung nicht leicht zu erkennen. Im Grunde des Rachens, da, wo das Zäpfchen sitzt, befinden

sich zwei miteinander verwachsene Narben, über denen sich eine dritte erhebt, die zu einem aussergewöhnlichen Organ umgeschaffen ist. Sie trägt auf ihrer Spitze eine Art von Täschen oder besser eine Halbschale, die man Rostellum nennt. Dieses ist gefüllt mit einer klebrigen Flüssigkeit, in welche zwei winzige Kügelchen tauchen; diese tragen ihrerseits zwei Stielchen, auf deren oberem Ende ein wohlverschnürtes Päckchen Pollenkörner sitzt.

Sehen wir nun zu, was geschieht, wenn ein Insekt die Blüte befliegt. Es setzt sich auf die Lippe, die sich ausstreckt, um es zu empfangen, und sucht, von dem Honigsaft gelockt, das Horn zu erreichen, das ihn enthält. Aber der Eingang ist absichtlich sehr verengt, und der Kopf des Insekts stösst beim Hereinkriechen notwendig an die Halbschale, die, gegen den leisesten Stoss empfindlich, in einer bestimmten Linie durchreißt, so dass die beiden in die klebrige Feuchtigkeit tauchenden Kugeln zutage treten. Diese, die den Kopf des Insekts unmittelbar berühren, kleben daran fest und heften sich an ihn, so dass das Insekt sie beim Verlassen der Blume mitnimmt, mitsamt den zwei Stielchen, die darauf sitzen und die festverschnürten Pollenmassen tragen. So ist das Insekt mit zwei geraden Hörnern in Form zweier Champagnerflaschen geschmückt. Als unbewusster Handlanger dieses schwierigen Werkes befliegt es die nächste Blume. Blieben seine Hörner steif, so würden sie mit ihren Pollenmassen einfach an die Pollenmassen stossen, deren Stiele in die wachsamen Schale tauchen, und aus der Vermischung von Pollen und

Pollen würde nichts entstehen. Hier tritt nun die Klugheit, Erfahrung und Voraussicht der Orchidee glänzend zutage. Sie hat genau die Zeit berechnet, die das Insekt braucht, um den Honigsaft zu saugen und die nächste Blüte zu befliegen, und sie hat berechnet, dass hierzu durchschnittlich 30 Sekunden erforderlich sind. Wie wir sahen, ruhen die Pollenmassen auf zwei Stielchen, die auf den klebrigen Kügelchen sitzen. Nun befindet sich aber an der Berührungsstelle der Stielchen und Kügelchen eine kleine membranartige Scheibe, deren einziger Zweck der ist, ihr Stielchen nach 30 Sekunden zusammenzuziehen und umsinken zu lassen, so dass dies sich in einem Bogen von 90° neigt. Das ist das Ergebnis einer neuen, nicht zeitlichen, sondern räumlichen Berechnung. Die beiden Pollenhörner auf dem Haupte des Hochzeitsboten stehen jetzt waagrecht und nach vorn gerichtet, so dass sie, wenn das Insekt die nächste Blüte befliegt, genau auf die zusammengewachsenen Narben treffen, die von der Halbschale überragt werden.

Das ist aber noch nicht alles und der Genius der Orchidee hat seine Voraussicht noch weiter getrieben. Die Narbe, die den Stoss der Pollenmasse empfängt, ist mit einer klebrigen Flüssigkeit bedeckt. Hätte diese aber eine ebenso heftige Adhäsionskraft wie die, welche in der kleinen Schale ruht, so würden die Pollenmassen nach Zerbrechen ihres Stielchens daran haften, sich festkleben und ungelöst hängen bleiben, so dass sie ihr Schicksal nicht erfüllen könnten. Das darf aber nicht geschehen; die Möglichkeiten der Pollinarien dürfen

sich nicht in einem einzigen Ereignis erschöpfen, sie müssen vielmehr möglichst vermehrt werden. Die Blume, welche die Sekunden zählt und die Winkel misst, ist auch Chemiker und destilliert zwei Arten von Klebstoff. Die eine ist ausserordentlich klebkräftig und wird bei Berührung mit der Luft unmittelbar hart, um die Pollenhörner auf dem Kopf des Insekts zu befestigen; die andere ist sehr verdünnt, damit die Narbe in Tätigkeit treten kann, und gerade stark genug, um die dünnen, elastischen Fäden, welche das Pollenpaket umschnüren, zu entknoten oder zu verwirren. Einige Pollenkörner kleben daran fest, aber die Pollenmasse wird nicht zerstört, und wenn das Insekt andere Blüten befliegt, fährt es in seinem Befruchtungswerk fast endlos fort.

Habe ich das ganze Wunder damit erklärt? Nein, es fehlt noch manche Einzelheit, so die Bewegung der kleinen Schale, die, nachdem ihre Membran gerissen ist, um die klebrigen Kügelchen freizugeben, ihren unteren Rand unmittelbar aufrichtet, um die Pollenmasse, die das Insekt etwa nicht mitnimmt, in der klebrigen Flüssigkeit in gutem Zustand zu erhalten. Auch die höchst merkwürdige Divergenz der zwei Pollenstielchen auf dem Haupte des Insekts verdient Erwähnung, ebenso gewisse chemische Vorsichtsmassregeln, die allen Pflanzen gemeinsam sind; denn die neuesten Entdeckungen von Gaston Bonnier scheinen darzutun, dass jede Blume zur Intakterhaltung ihrer Art gewisse Gifte ausscheidet, die alle fremden Pollenarten ertöten oder zerstören. Das ist fast alles,

was wir sehen; aber hier wie in allem fängt das wahre und grosse Wunder dort erst an, wo unser Blick ein Ende hat.

Soeben finde ich in einem un bebauten Winkel des Olivengartens einen prächtigen Zweig der Bocksorchis (*Loroglossum hircinum*), eine Spielart, die Darwin, ich weiss nicht warum, nicht studiert hat (vielleicht ist sie äusserst selten in England). Sie ist ganz gewiss von allen unsern Orchideen die bemerkenswerteste, die phantastischste und verblüffendste. Hätte sie die Grösse der amerikanischen Orchideen, so könnte man behaupten, dass es keine phantastischere Blume gibt. Man denke sich einen Thyrsusstab in der Art der Hyazinthe, aber doppelt so hoch, symmetrisch umgeben von streitlustigen Blüten mit drei Hörnern, grünlichweiss mit blassvioletten Punkten. Das untere Blumenblatt ist von Anfang an mit bronzefarbenen Furunkeln, mit Merowingerbärten und übel aussehenden lila Beulen bedeckt und verlängert sich endlos, toll und unwahrscheinlich, in Gestalt eines schraubenzieherartigen Bandes in der Farbe einer Wasserleiche von einem Monat. Diese Blume, die an die schlimmsten Krankheiten gemahnt und in Gott weiss welchem Lande des höhnen den Alldrucks und des Verbrechens zu blühen scheint, strömt einen starken, abscheulichen, giftigen Bocksgeruch aus, der sich weit verbreitet und die Gegenwart eines Ungeheuers offenbart. Ich schildere diese ekelhafte Orchidee so genau, weil sie in Frankreich ziemlich häufig ist und man sie leicht erkennt; auch eignet

sie sich wegen ihrer Grösse und der Deutlichkeit ihrer Organe sehr gut zu den Experimenten, auf die es uns hier ankommt. Es genügt in der Tat, ein Streichholz in diese Blume einzuführen und es vorsichtig bis in die Tiefe des Honigbehälters zu stossen, um alle Stadien der Befruchtung mit blossen Auge aufeinanderfolgen zu sehen. Streift man das Rostellum, so senkt es sich und lässt die kleine klebrige Membran hervortreten (deren die Bocksorchis nur eine besitzt), auf der die beiden Pollenstielchen sitzen. Sofort klebt die Membran an dem Holzende heftig fest, die beiden Taschen, welche die Pollenkörner enthalten, öffnen sich der Länge nach und wenn man das Streichholz zurückzieht, kleben an seiner Spitze zwei divergierende Hörner, steif und fest, von zwei Goldkugeln gekrönt. Leider geniesst man hier nicht, wie bei der *Orchis latifolia*, das hübsche Schauspiel des allmählichen, genauen Umsinkens der beiden Hörner. Warum bleiben sie gerade? Man braucht das gehörnte Streichholz nur in die Tiefe eines andern Kelches einzuführen, um zu konstatieren, dass dieser Versuch vergeblich ist. Die Blume ist viel grösser als die *Orchis maculata* oder *latifolia* und das Horn, das den Honigsaft enthält, derart angebracht, dass, wenn das gehörnte Insekt in sie eindringt, die Pollenmassen genau in Höhe der zu befruchtenden Narbe gelangen.

Hinzugefügt sei noch, dass man, soll das Experiment gelingen, eine ganz reife Blüte wählen muss. Wir wissen nicht, wann sie reif ist, aber das Insekt und die Blume wissen es, denn diese lockt ihre notwendigen Gäste erst dann mit einem Honigtropfen an,

wann ihr ganzer Apparat bereit ist zu funktionieren.

Das ist das allgemeine Befruchtungssystem, das die Orchideen unserer Breiten angenommen haben. Aber jede Art, jede Familie modifiziert und vervollkommnet seine Einzelheiten je nach ihren Erfahrungen, ihrer Psychologie und ihrer besonderen Bequemlichkeit. Die Orchis oder Anacamptis pyramidalis z. B., eine der intelligentesten, hat ihrer Unterlippe zwei kleine Kämme hinzugefügt, die den Rüssel des Insekts zu dem Honigsaft lenken und es genau das zu tun zwingen, was sie von ihm erwartet. Darwin vergleicht diese geniale Zutat sehr richtig mit einem Instrument zum Einfädeln einer Nadel. Eine zweite interessante Verbesserung ist diese: die zwei Kügelchen, welche die Pollenhörner tragen und in die Halbschale tauchen, sind durch eine einzige klebrige Scheibe in Form eines Sattels ersetzt. Führt man auf dem Wege, den der Rüssel des Insekts nehmen muss, eine Nadelspitze oder Schweinsborste in die Blume ein, so merkt man sehr deutlich die Vorteile dieser vereinfachten und praktischeren Vorrichtung. Sobald die Borste die Halbschale berührt hat, bricht diese in einer symmetrischen Linie auseinander und lässt die sattelförmige Scheibe frei, die sich sofort an die Borste anheftet. Zieht man diese rasch zurück, so hat man gerade Zeit genug, um die hübsche Bewegung des Sattels zu beobachten, der, auf der Borste oder Nadelspitze aufsitzend, seine zwei unteren Flügel umklappt und so den Gegenstand, der ihn trägt,

eng umschliesst. Der Zweck dieses Vorgangs ist aber nicht nur der, das Festsitzen des Sattels zu gewährleisten, sondern auch vor allem, die notwendige Divergenz der Pollenhörner besser zu sichern, als bei der *Orchis latifolia*. Sobald der Sattel sich um die Borste geklappt hat, und die Pollenhörner, die darauf sitzen, durch seine Zusammenziehung nach aussen gebogen sind, beginnt die zweite Bewegung der Stielchen, die sich nach der Borstenspitze zu neigen, genau wie in der vorhin erwähnten Orchidee. Diese beiden kombinierten Bewegungen nehmen dreissig bis vierunddreissig Sekunden in Anspruch.

Und entstehen die menschlichen Erfindungen nicht auf genau die gleiche Weise, durch Nichtigkeiten, Wiederaufnahmen und allmähliche Verbesserungen? Wir alle haben in der neuesten unserer mechanischen Industrien die winzigen, aber unaufhörlichen Vervollkommnungen der Zündung, Vergasung, Unterbrechung und des Geschwindigkeitswechsels alle mit verfolgt. Man möchte wirklich meinen, die Ideen kämen den Blumen auf die gleiche Weise wie uns. Sie tasten in derselben Nacht, begegnen den gleichen Hindernissen, dem gleichen bösen Willen in dem gleichen Unbekannten. Sie kennen dieselben Gesetze, dieselben Enttäuschungen, dieselben langwierigen und mühsamen Siege. Sie haben anscheinend unsre Geduld, unsre Beharrlichkeit, unsre Eigenliebe, den gleichen abgestuften, mannigfachen Verstand, ja fast dieselbe Hoffnung und dasselbe Ideal. Sie kämpfen gleich uns gegen

eine grosse gleichgültige Macht, die sie schliesslich doch unterstützt. Ihre erfindungsreiche Phantasie folgt nicht nur den gleichen klugen und minutiösen Methoden, denselben kleinen, engen, ermüdenden und gewundenen Pfaden, sie macht auch unerwartete Sprünge, durch die eine ungewisse Entdeckung mit einem Schlag entscheidend wird.] So hat eine Familie grosser Erfinder unter den Orchideen, eine seltsame und reiche amerikanische Familie, die der Catasetideen, plötzlich mit keckem Einfall eine gewisse Zahl von Gewohnheiten über Bord geworfen, die ihr zweifelsohne allzu primitiv vorkamen. Zunächst ist die Trennung der Geschlechter eine absolute; jedes hat seine besondere Blüte. Schliesslich taucht die Pollenmasse ihren Stiel nicht mehr in ein Gefäss mit Klebstoff, in dem sie, ein wenig träg und auf alle Fälle jeder Initiative beraubt, den guten Zufall abwartet, der sie auf dem Kopf des Insekts befestigen soll. Sie ruht in einer Art Helm auf einer starken Feder. Dieser Helm lockt das Insekt durch nichts besonderes an. Daher haben die stolzen Catasetideen auch nicht, wie die gewöhnlichen Orchideen, auf gewisse Bewegungen des sie befliegenden Insekts gerechnet, Bewegungen, die in bestimmter Richtung sicher geleitet, aber doch zufällig sind. Nicht mehr in einen wunderbaren Blumenmechanismus, nein, in eine lebendige und buchstäblich sensible Blume kommt der Besucher hinein. Kaum hat er sich in der prächtigen Vorhalle aus kupferfarbner Seide niedergelassen, so alarmieren seine langen, nervösen Fühlhörner, die sie notwendig berühren müssen, das ganze Gebäude.

Sofort zerreißt der Helm, worin sich die in zwei Päckchen gesonderte Pollenmasse befindet, die auf ihrer zusammengedrückten Sprungfeder ruht. Kaum befreit, schnellt die Feder, die auf einer grossen klebrigen Membran aufliegt, hoch und schleudert diese mitsamt den zwei Staubbeuteln hinaus. Dank einer merkwürdigen ballistischen Berechnung fliegt die Membran immer zuerst heraus und heftet sich an das Insekt, das, von diesem Stoss betäubt, den aggressiven Blumenkelch schleunigst räumt und sich in eine benachbarte Blüte rettet. Und das ist alles, was die amerikanische Orchidee wollte.

Soll ich auch noch die merkwürdigen und praktischen Vereinfachungen vermelden, die eine andre exotische Orchideenfamilie, die Cyripedieen, an dem allgemeinen System anbringt? Erinnern wir uns dabei stets der Umwege menschlicher Erfindungen; wir haben hier ein scherzhaftes Gegenstück vor Augen. In der Werkstatt sagt ein Maschinenmonteur zum Fabrikherrn, im Laboratorium ein Gehilfe, ein Schüler, zum Dozenten: „Wenn wir nun versuchten, genau das Gegenteil zu machen? Wenn wir die Bewegung umkehrten? Wenn wir die Mischung der Flüssigkeiten vertauschten?“ Das Experiment wird versucht, und aus dem Unbekannten entspringt plötzlich das Unverhoffte. Man möchte wirklich glauben, dass die Cyripedieen solche Gespräche geführt haben. Wir alle kennen den Frauenschuh (Cyripedium); er ist mit seinem riesigen pantoffelartigen Kinn, seinem mürrischen und giftigen Ausdruck die auffallendste Blume

unserer Treibhäuser und erscheint uns sozusagen als der Typus der Orchideen. Der Frauenschuh hat tapfer all die komplizierten und zarten Apparate der Pollenpakete auf Sprungfedern, der divergierenden Stielchen, der klebrigen Membranen, der verschiedenen Klebstoffe über Bord geworfen. Sein pan-toffelförmiges Kinn und ein steriles, schildförmiges Staubblatt versperren den Eingang dergestalt, dass das Insekt mit seinem Rüssel zwei kleine Pollenmassen streifen muss. Aber dies ist nicht der springende Punkt: was ganz unerwartet und abnorm ist, das ist der Umstand, dass im Gegensatz zu dem, was wir bei allen andern Arten konstatiert haben, nicht mehr die Narbe, das weibliche Organ, klebrig ist, sondern der Pollen selbst. Seine Körner sind nicht pulverig, sondern von einem so zähen Schleim umkleidet, dass man ihn dehnen und zu Fäden ausziehen kann. Welche Vorteile und Nachteile bietet diese neue Erfindung? Es ist zu befürchten, dass der Pollen, den das Insekt entführt, sich an alles andre heftet als an die Narbe; anderseits braucht diese keine Flüssigkeiten auszuschcheiden, um jeden fremden Pollen zu ertöten. Jedenfalls erforderte dies Problem eine minutiöse Spezialuntersuchung. Es gibt Patente, deren Nützlichkeit nicht gleich erhellt.

Um die Betrachtung über das seltsame Geschlecht der Orchideen abzuschliessen, erübrigt es noch, ein paar Worte über das Hilfsorgan zu sagen, das den ganzen Mechanismus in Bewegung setzt, nämlich den Honigbehälter. Er ist übrigens, von seiten

des Genius der Art, der Gegenstand von Versuchen und Experimenten gewesen, die ebenso sinnreich und mannigfach sind, wie die, welche die Einrichtung der Hauptorgane unablässig verändern.

Der Honigbehälter besteht, wie wir wissen, im Prinzip aus einem langen Sporn, einem langen spitzen Horn, das sich ganz am Ende der Blüte neben dem Blumenstiel öffnet und mehr oder weniger das Gegengewicht gegen die Blütenkrone bildet. Er enthält eine zuckrige Flüssigkeit, den Honigsaft, den die Schmetterlinge, Käfer und andre Insekten trinken und den die Biene in Honig verwandelt. Er dient also dazu, die notwendigen Gäste anzulocken. Er hat sich ihrer Grösse, ihren Gewohnheiten und ihrem Geschmack angepasst; er ist stets so angeordnet, dass sie ihren Rüssel nur dann einführen und zurückziehen können, wenn sie alle von den organischen Gesetzen der Blüte vorgeschriebenen Riten nach einander gewissenhaft erfüllt haben.

Wir kennen den phantastischen Charakter und die phantastische Erfindungsgabe der Orchideen schon zur Genüge, um im voraus zu wissen, dass hier wie überall und selbst mehr als wo anders — denn das gefügigere Organ bot sich mehr dazu an — der erfindungsreiche, praktische, beobachtende und tastende Geist der Blume freien Lauf nimmt. So gelingt es einer von ihnen, dem *Sarcanthus teretifolius*, anscheinend nicht, einen schnell trocknenden Klebstoff hervorzubringen, um die Pollenmasse auf dem Kopf des Insekts zu befestigen. Sie hat die Schwierigkeit umgangen, indem sie das Insekt

zwingt, in dem engen Zugang zum Honigsaft möglichst lange zu verweilen. Das Labyrinth, das sie geschaffen hat, ist derart verwickelt, dass Bauer, der geschickte Zeichner Darwins, sich für besiegt erklären musste und darauf verzichtete, es wiederzugeben.

Einige haben, von dem trefflichen Prinzip ausgehend, dass jede Vereinfachung eine Vervollkommnung ist, den Honigbehälter tapfer abgeschafft. Sie haben ihn durch gewisse fleischige, seltsame und jedenfalls saftige Auswüchse ersetzt, an denen die Insekten nagen. Ich brauche kaum hinzuzufügen, dass diese Auswüchse so angebracht sind, dass der Gast, der sich daran gütlich tut, den ganzen Pollenmechanismus notwendigerweise in Bewegung setzen muss.

Ohne uns indes bei tausend kleinen, sehr wechselnden Listen aufzuhalten, wollen wir dieses Märchen mit der Betrachtung der Lockspeisen der *Coryanthes macrantha* beschliessen. Wir wissen in der Tat nicht mehr, vor welcher Art von Wesen wir hier stehen. Die erstaunliche Orchidee hat folgendes ersonnen. Ihre Unterlippe (labellum) bildet eine Art von grossem Becher, in den fortwährend aus zwei darüber befindlichen Hörnern fast reines Wasser tropft. Ist dieser Becher halb voll, so fliesst das Wasser auf der einen Seite durch eine Rinne ab. Diese ganze hydraulische Einrichtung ist schon an sich sehr bemerkenswert; aber das Beunruhigende, ich möchte sagen Teuflische ihrer Kombination ist dies: die Flüssigkeit, die von den beiden Hörnern

ausgeschieden wird und in die Seidenvase tropft, ist kein Honigsaft und keineswegs bestimmt, die Insekten anzulocken; sie hat eine viel heiklere Aufgabe in dem wahrhaft machiavellistischen Plane der seltenen Blume. Die harmlosen Insekten werden durch den Zuckerduft der fleischigen Auswüchse, von denen wir oben sprachen, dazu verlockt, in der Falle Platz zu nehmen. Die Auswüchse befinden sich über dem Becher in einer Art von Kammer mit zwei seitlichen Eingängen. Die dicke Biene, die sie besucht, — die riesige Blume lockt nur die schwersten Hautflügler an, gleich als ob die anderen sich schämten, in so geräumige und prunkvolle Gemächer einzudringen — beginnt also die schmackhaften Warzen anzunagen. Wäre sie allein, so würde sie nach Beendigung ihrer Mahlzeit friedlich von dannen ziehen, ohne den Wasserbehälter, die Narbe und den Pollen auch nur zu berühren, und nichts von dem, was nötig ist, träte ein. Aber die schlaue Orchidee beobachtet das Leben, das sich um sie abspielt. Sie weiss, dass die Bienen ein unzähliges, gieriges und geschäftiges Völkchen bilden, dass sie in sonnigen Stunden zu tausenden ausschwärmen, dass ein Duft nur an der Schwelle eines sich öffnenden Blütenkelches zu beben braucht wie ein Kuss, damit sie in Scharen zu dem Festmahl unter dem hochzeitlichen Zelte herbeieilen. Es sind also zwei oder drei beutemachende Bienen in dem zuckrigen Raume. Die Kammer ist winzig, die Wände schlüpfrig, die Gäste brutal. Sie drängen und schupsen sich derart, dass schliesslich eine in den Becher fällt, der unter der heimtückischen

Speise wartet. Sie findet dort ein unverhofftes Bad, durchnässt ihre schönen durchsichtigen Flügel gründlich und kann trotz der grössten Anstrengungen nicht wieder fortfliegen. Darauf aber hat die verschlagene Blume nur gewartet. Aus dem magischen Becher gibt es nur einen Ausweg durch die Rinne, durch die der Überfluss des Wassers sich nach aussen entleert. Sie ist gerade breit genug, dass das Insekt hindurch kann, wobei es mit seinem Rücken zunächst die klebrige Oberfläche der Narbe und dann die schleimigen Staubbeutel streift, die in der Wölbung seiner harren. So entschlüpft das Insekt, mit dem klebrigen Staub behaftet, und gelangt in eine benachbarte Blüte. Hier nimmt das Drama der Mahlzeit, des Gedränges, des Falles, des Bades und des Entschlüpfens den gleichen Verlauf, und der mitgebrachte Pollen gelangt in Berührung mit der lüsternen Narbe.

Fürwahr, diese Blume kennt die Leidenschaften der Insekten und weiss sie auszunutzen! Man sage nicht, dies alles sei nur eine mehr oder minder romantische Auslegung. Die Tatsachen sind genau und wissenschaftlich beobachtet, und es ist ausgeschlossen, die Anordnung und Zweckmässigkeit der verschiedenen Organe dieser Blume anders zu erklären. Man kann sich dem Augenschein nicht verschliessen. Diese unglaubliche und wirksame List ist um so erstaunlicher, da sie hier nicht darauf berechnet ist, das unmittelbare, dringende Nahrungsbedürfnis zu stillen, das auch den stumpfsten Verstand schärft; sie hat nur ein fernes Ideal im Auge: die Fortpflanzung der Art.

Aber wozu, wird man sagen, diese phantastischen Komplikationen, die nur dazu führen, die Gefahren des Zufalls zu vermehren? Urteilen und antworten wir nicht zu voreilig! Wir wissen nichts von den Gründen der Pflanze. Kennen wir die Hindernisse, die sie nach der Seite der Logik und Einfachheit findet? Kennen wir im Grunde auch nur ein einziges der organischen Gesetze ihres Daseins und Wachstums? Ein Beobachter, der uns aus der Höhe des Mars oder der Venus zuschaute, wie wir an die Eroberung der Luft gehen, würde sich ebenso fragen: Wozu diese plumpen und ungetümen Apparate, diese Ballons und Luftschiffe, diese Fallschirme, wo es doch so einfach wäre, die Vögel nachzuahmen und die Arme mit einem Flügelpaar zu versehen?

Die etwas kindliche Überhebung des Menschen pflegt diesen Beweisen von Intelligenz mit dem traditionellen Einwand zu begegnen: jawohl, sie schaffen Wunder, aber diese Wunder bleiben sich ewig gleich. Jede Art, jede Varietät hat ihr System, und bringt von Geschlecht zu Geschlecht keine merkliche Verbesserung hervor. Gewiss: seit wir sie beobachten, d. h. seit etwa 50 Jahren, haben wir nicht gesehen, dass die *Coryanthes macrantha* oder die *Catasetiden* ihre Falle verbessert hätten; das ist alles, was wir behaupten können, und das ist höchst unzureichend. Haben wir auch nur die elementarsten Experimente gemacht, und wissen wir, was die Geschlechter unserer erstaunlichen Orchidee im Laufe eines Jahrhunderts aus ihrer

Badeeinrichtung machen würden, wenn sie in eine andre Umgebung, unter ungewohnte Insekten versetzt würden? Überdies täuschen uns die Namen, die wir den Arten, Gattungen und Varietäten geben, schliesslich nur selbst, und wir schaffen derart imaginäre Typen, die wir für festgelegt halten, während sie wahrscheinlich nur die Repräsentanten ein und derselben Blume sind, die fortfährt, ihre Organe andauernden Verhältnissen entsprechend zu gestalten und zu verändern.

Die Blumen gingen auf der Erde den Insekten voraus; sie mussten also, als diese erschienen, den Sitten dieser unverhofften Mitarbeiter Rechnung tragen und einen ganz neuen Mechanismus erfinden. Diese Tatsache allein, geologisch unanfechtbar unter allem, was wir nicht wissen, genügt, um die Entwicklung zu beweisen — und bedeutet dieses etwas unbestimmte Wort im letzten Grunde nicht Anpassung, Modifikation, bewussten Fortschritt?

Übrigens braucht man dieses prähistorische Ereignis gar nicht. Es lässt sich ohne Mühe eine grosse Zahl von Tatsachen zusammenstellen, welche dartun, dass die Fähigkeit zur Anpassung und zum bewussten Fortschritt nicht allein dem Menschen geschlecht eigen ist. Ohne auf die ausführlichen Kapitel zurückzukommen, die ich dieser Frage in meinem „Leben der Bienen“ gewidmet habe, möchte ich nur zwei oder drei lokale Einzelheiten erwähnen, die ich dort angeführt habe. Die Bienen haben z. B. den Bienenstock erfunden. Im wilden, ursprünglichen Zustand und in ihrer Urheimat arbeiten sie in freier Luft. Die Ungewissheit und Unbill

unserer nordischen Jahreszeiten gab ihnen den Gedanken ein, in einem hohlen Baum oder in einer Felshöhle Zuflucht zu suchen. Dieser geniale Gedanke machte tausende von Arbeitsbienen, die unbeweglich um die Waben sassen, um die nötige Wärme darin zu erhalten, zur Tracht und zur Beschäftigung im Brutnest frei. Es kommt, namentlich im Süden, nicht selten vor, dass sie in ausnehmend milden Sommern zu den tropischen Gewohnheiten ihrer Voreltern zurückkehren.⁵

Eine andre Tatsache. Nach Australien oder Kalifornien gebracht, verändert unsre schwarze Biene ihre Gewohnheiten völlig. Vom zweiten oder dritten Jahr an, sobald sie bemerkt hat, dass ewiger Sommer herrscht und die Blumen niemals ein Ende nehmen, lebt sie in den Tag hinein, begnügt sich damit, den notwendigsten Honig und Pollen zu ernten, der den täglichen Bedarf deckt, und speichert keine Vorräte mehr auf: ihre neue, überlegte Beobachtung hat den Sieg über die anerbte Erfahrung davongetragen. Ein anderer, in das gleiche Gebiet gehörender Zug, den Büchner (in seiner „Geistesgeschichte der Tiere“) erwähnt, beweist gleichfalls ihre Anpassung an die Umstände, die nicht langsam, im Lauf der Jahrhunderte stattfindet, die nicht unbewusst und fatalistisch, sondern unmittelbar und intelligent ist. In Barbados, wo sie das ganze Jahr lang in den Zuckerraffinerien reichlichen Zucker finden, haben sie völlig aufgehört, die Blüten zu befliegen.

Gedenken wir zum Schlusse noch der belustigenden Art, wie sie zwei gelehrte englische Entomo-

logen, Kirby und Spence, Lügen gestraft haben. „Man zeige uns“, sagten diese, „einen einzigen Fall, wo sie durch die Umstände gedrängt, Ton oder Mörtel statt Wachs und Propolis verwandt haben, und wir wollen einräumen, dass sie fähig sind zu denken.“

Kaum war dieser ziemlich willkürliche Wunsch ausgesprochen, als ein anderer Naturforscher, Andrew Knight, der die Rinde gewisser Bäume mit einer Art von Zement aus Wachs und Terpentin bestrichen hatte, die Beobachtung machte, dass seine Bienen das Eintragen von Propolis vollständig aufgegeben hatten und nur noch diesen neuen, unbekanntem Stoff benutzten, den sie völlig zubereitet in der Nähe ihres Stockes im Überfluss fanden. In der Praxis der Bienenzucht kommt es überdies oft vor, dass man ihnen, wenn Mangel an Pollen herrscht, etwas Mehl gibt — und sofort begreifen sie, dass dies ihnen die gleichen Dienste leisten und zu den gleichen Zwecken benutzt werden kann wie der Blütenstaub, wiewohl Geruch, Geschmack und Farbe ganz anders sind.

Und was ich hier eben über die Bienen anführte, lässt sich mutatis mutandis auch auf die Blumenwelt beziehen. Wahrscheinlich würde es genügen, das wunderbare Entwicklungsvermögen einer Pflanze wie die Salbei einigen Experimenten zu unterwerfen und methodischer zu studieren, als ich Laie es vermag. Inzwischen lehrt uns neben vielen anderen Anzeichen eine merkwürdige Studie über die Cerealien von Babinet, dass gewisse Pflanzen, aus ihrem heimatlichen Klima entführt,

die neuen Verhältnisse beobachten und ihren Vorteil daraus ziehen, genau wie die Bienen. So wird unser Getreide in den heissesten Gegenden Asiens, Afrikas und Amerikas, wo der Winter es nicht alljährlich ertötet, wieder zu dem, was es ursprünglich war, zu einer perennierenden Pflanze wie der Rasen. Es bleibt immer grün, vermehrt sich durch die Wurzel und trägt keine Ähren und Körner mehr. Als es aus seiner tropischen Urheimat in unsern kalten Norden kam und sich dort akklimatisierte, hat es also seine Gewohnheiten und eine neue Fortpflanzungsart erfinden müssen. Wie Babinet ausgezeichnet sagt, scheint der Organismus der Pflanze durch ein unbegreifliches Wunder die Notwendigkeit vorausgeahnt zu haben, durch den Zustand des Samenkorns hindurchzugehen, um während der kalten Jahreszeit nicht völlig umzukommen.

Jedenfalls würde es genügen — um dem Einwand zu begegnen, den wir oben erwähnten und dessentwegen wir diese lange Abschweifung gemacht haben —, dass die Tatsache des bewussten Fortschritts ein einziges Mal ausserhalb der Menschheit festgestellt wird. Aber wenn man von dem Vergnügen absieht, das die Widerlegung eines allzu dünkelfaften und veralteten Arguments erweckt: wie ist diese Frage der persönlichen Intelligenz der Blumen, Insekten und Vögel doch im Grunde so bedeutungslos! Ob man angesichts der Orchidee oder der Biene sagt, es sei die Natur und keineswegs die Pflanze oder das Insekt, die da rechnet,

Amaz. T.
big T.

kombiniert, schmückt, erfindet und überlegt, — welchen Belang kann dieser Unterschied für uns haben? Eine viel höhere Frage, die unsre lebhafteste Beachtung weit mehr verdient, überragt alle diese Einzelheiten. Es handelt sich um das Erfassen des Charakters, der Eigenschaften, der Gewohnheiten und vielleicht des Zwecks dieser allgemeinen Intelligenz, von der alle Akte von Intelligenz, die sich auf dieser Erde vollziehen, ausgehen. Unter diesem Gesichtspunkt gehört das Studium von Geschöpfen wie die Bienen und Ameisen, bei denen sich das Verfahren und das Ideal dieses Genius ausserhalb der Menschenwelt am deutlichsten offenbart, zum merkwürdigsten, das man betreiben kann. Nach alledem, was wir konstatiert haben, scheinen diese intellektuellen Tendenzen und Methoden mindestens ebenso verwickelt, ebenso vorgeschritten, ebenso fesselnd bei den Orchideen wie bei den geselligen Hautflüglern. Ja fügen wir hinzu, dass ein Teil der Beweggründe und der Logik dieser unruhigen und schwer zu beobachtenden Insekten uns noch entgeht, während wir bei der friedlichen Blume all die schweigsamen Motive, all die beständigen und weisen Überlegungen ohne Mühe erfassen.

Wacht

Was aber beobachten wir nun, indem wir die Natur in ihrem Wirken belauschen, die allgemeine Intelligenz oder den universellen Geist (der Name tut nichts zur Sache) in der Orchideenwelt? Vielerlei, und um nur das eine zu streifen, denn der Gegenstand würde eine Spezialstudie erfordern,

zunächst dieses, dass ihr Ideal von Schönheit und Heiterkeit, ihre Verführungskünste, ihre ästhetischen Geschmacksrichtungen den unseren sehr nahe stehen. Oder, um uns korrekter auszudrücken, die unseren sind den ihren angepasst.] Es ist in der Tat sehr unsicher, dass wir eine uns allein gehörende Schönheit erfunden hätten. Alle unsre architektonischen und musikalischen Motive, alle unsre Farben- und Lichtharmonien usw. sind unmittelbar der Natur entlehnt. Ich will nicht erst von Meer, Gebirge, Himmel, Nacht und Dämmerung reden; aber was könnte man zum Beispiel über die Schönheit der Bäume sagen? Ich spreche nicht nur vom Baum im Walde, der eine der Mächte der Erde ist, ja vielleicht die Hauptquelle unserer Instinkte, unseres Allgefühls, sondern von dem Baume an sich, dem einzelnen Baume, dessen grünes Alter von tausend Jahreszeiten bedeckt ist. Unter den Eindrücken, die unser ganzes Dasein ohne unser Wissen mit einer durchsichtigen Glocke umgeben, ja vielleicht seinen unterirdischen Reichtum an Glück und Ruhe ausmachen, hat jeder von uns die Erinnerung an ein paar schöne Bäume. Wenn man die Mitte des Lebens hinter sich fühlt und das Ende der Periode des Staunens erreicht, wenn man ungefähr alle Eindrücke empfangen hat, welche die Kunst, der Genius und Luxus der Zeiten und Menschen einem geben können, wenn man vieles erprobt und miteinander verglichen hat, so kommt man zu sehr einfachen Erinnerungen zurück. Sie lassen zwei oder drei unschuldige Bilder am geläuterten Horizont erstehen, so unveränderlich und frisch, dass

man sie in den letzten Schlaf mit hinübernehmen möchte, wenn anders es wahr ist, dass ein Bild die Schwelle überschreiten kann, die beide Welten trennt. Ich für meinen Teil glaube nicht an ein Paradies, an ein Leben nach dem Tode, so prächtig es auch werden mag, wo nicht eine herrliche Buche aus Sainte-Beaume⁶, eine Zypresse oder Pinie aus Florenz oder der schlichten Einsiedelei in der Nähe meines Hauses stünde, die dem Wanderer ein Vorbild aller grossen Bewegungen des notwendigen Widerstandes, des friedlichen Mutes, des Schwunges, des Ernstes, des schweigenden Sieges und der Beharrlichkeit geben.

Doch ich komme zu weit ab. Ich wollte nur anlässlich der Blumen bemerken, dass die Natur, wenn sie schön sein und gefallen will, wenn sie erfreuen und sich glücklich zeigen will, ungefähr das gleiche tut, was wir täten, wenn wir über ihre Schätze verfügten. Ich weiss wohl, ich spreche hier etwas wie jener Bischof, der die Güte der Vorsehung bewunderte, weil sie die grossen Flüsse immer an grossen Städten vorbeifliessen liesse, aber es ist schwer, diese Dinge mit anderen als menschlichen Augen zu betrachten. Unter diesem Gesichtspunkt aber müssen wir zugeben, dass wir wenige Zeichen, wenige Ausdrucksformen des Glückes hätten, wenn wir die Blumen nicht kennten. Um die Macht ihrer Heiterkeit und Schönheit recht zu beurteilen, muss man in einem Lande wohnen, wo sie ungeteilt herrschen, wie in meinem provençalischen Weltwinkel zwischen Siagne und Loup,

wo ich diese Zeilen schreibe. Hier ist Flora in der Tat die einzige Beherrscherin von Tal und Hügel. Die Bauern haben die Gewohnheit verloren, Getreide zu bauen, als ob sie nur noch den Bedürfnissen einer veredelten Menschheit zu genügen hätten, die sich von Ambrosia und süssen Düften nährt. Die Felder bilden nur noch einen unaufhörlich sich erneuernden Blumenstrauss, und der Reigen ihrer Düfte scheint sich durch das ganze azurene Jahr zu schlingen. Anemonen, Levkojen, Mimosen, Veilchen, Nelken, Narzissen, Hyazinthen, Jonquillen, Reseda, Jasmin und Tuberosen erfüllen die Tage und Nächte, die Winter- Sommer- Lenz- und Herbstmonate mit ihrem Duft. Aber die Stunde der grössten Pracht ist die Rosenblüte im Mai. Dann ergiesst sich von den Berglehnen bis zu den Hohlwegen der Ebenen, zwischen den Dämmen der Vignen und Ölberge ein wahrer Strom von Rosen, aus dem die Häuser und Bäume hervortauchen, ein Strom in den Farben, die wir der Jugend, der Gesundheit und Freude geben. Dieser warme, doch so frische Duft, der die Luft zu weiten, der den Himmel zu öffnen scheint, strömt, so meinen wir, aus den Quellen der Glückseligkeit selbst. Die Strassen und Fusspfade sind in das Mark der Blumen, in den Stoff des Paradieses geschnitten. Zum erstenmal im Leben scheint man einen befriedigenden Anblick des Glückes zu haben.

61 **S**tets von unserem menschlichen Gesichtspunkt ausgehend und um in der notwendigen Illusion zu verharren, wollen wir zu der ersten Bemerkung noch

eine zweite fügen, die etwas umfassender, etwas weniger gewagt und vielleicht folgenschwer ist: dass der Genius der Erde, der wahrscheinlich der des Weltalls ist, im Lebenskampfe genau ebenso verfährt wie ein Mensch handeln würde. Er benutzt die gleichen Methoden, die gleiche Logik. Er kommt mit den gleichen Mitteln zum Ziel, die auch wir anwenden würden. Er tastet, zaudert, kommt auf Altes zurück, fügt hinzu, merzt aus, erkennt und berichtigt seine Irrtümer, wie wir es an seiner Statt tun würden. Er nimmt alle Kraft zusammen, erfindet mühsam und Schritt für Schritt, ganz wie die Arbeiter und Ingenieure unserer Werkstätten. Er kämpft gleich uns gegen die schwere, riesige und dunkle Masse seines Wesens. Er weiss ebensowenig wie wir, wohin er geht; er sucht sich und entdeckt sich nach und nach. Er hat ein oft verworrenes Ideal, in dem man gleichwohl eine Anzahl grosser Linien entdeckt, die sich zu einem glühenderen, komplizierteren, nervöseren, geistigeren Leben erheben. In materieller Hinsicht verfügt er über unendliche Hilfsquellen; er kennt das Geheimnis wunderbarer, uns unbekannter Kräfte; aber in geistiger Hinsicht scheint er genau unsre Sphäre innezuhalten; wir können bis jetzt nicht feststellen, dass er seine Grenzen überschreitet, und wenn er jenseits davon nichts schöpft — heisst das nicht so viel, als dass es jenseits dieser Sphäre nichts gibt? Heisst das nicht, dass die Methoden des Menschengeistes die einzig möglichen sind, dass der Mensch sich nicht getäuscht hat, dass er weder eine Ausnahme noch ein Ungeheuer ist, sondern das Wesen, durch

das die grossen Willensstrebungen und Wünsche der Welt am intensivsten hindurchgehen und sich am intensivsten kundgeben?

Die Anhaltspunkte unseres Bewusstseins tauchen nur langsam und spärlich auf. Vielleicht reicht Platos berühmtes Gleichnis von der Höhle, an deren Wänden sich unerklärte Schatten zeigen, nicht mehr hin, aber wenn man ein neues, genaueres Bild an seine Stelle setzen wollte, so wäre dieses nicht tröstlicher. Man denke sich diese Höhle vergrössert und nie dränge ein Lichtstrahl hinein. Mit Ausnahme von Licht und Feuer hätte man sie sorgfältig mit allem versehen, was unsere Zivilisation bietet, und die Menschen wären von klein auf darin gefangen. Sie würden sich nicht nach dem Lichte sehnen, das sie nie gesehen haben; sie wären nicht blind und ihre Augen nicht tot, aber da sie nichts zu sehen hätten, würden sie wahrscheinlich zum sensibelsten Tastorgan werden.

Um uns in ihren Gebärden wiederzuerkennen, stellen wir uns diese Unglücklichen inmitten von all den unbekanntem Gegenständen vor, die sie umgeben. Wie viele wunderliche Irrtümer, unglaubliche Missgriffe und unerwartete Erklärungen gäbe es da! Aber wie rührend und oft genial wäre es anzusehen, wie sie aus den Dingen, die nicht für die Nacht geschaffen sind, ihren Vorteil zögen! ... Wie oft würden sie das Rechte getroffen haben und wie gross wäre ihr Staunen, wenn sie plötzlich bei hellem Tageslicht erkennen, welcher Art die Apparate und Werkzeuge sind und wozu sie wirklich

dienen, die sie in der Ungewissheit ihrer Finsternis so gut wie möglich benutzt hatten! . . .

Und doch scheint ihre Lage, mit der unsren verglichen, leicht und einfach. Das Mysterium, in dem sie herumtasten, ist begrenzt. Ihnen fehlt nur ein Sinn, während es unmöglich ist zu sagen, wie viele uns fehlen. Ihre Irrtümer haben nur eine Ursache, und die unseren zahllose.

Und da wir in solch einer Höhle leben, ist es da nicht von Belang, wenn man feststellen kann, dass die Macht, die uns hineingesetzt hat, oft und in wichtigen Dingen ebenso verfährt wie wir selbst? Das sind Lichtblicke in unsere Höhle, die uns zeigen, dass wir uns nicht über den Gebrauch aller in ihr befindlichen Gegenstände getäuscht haben — und einige dieser Lichtblicke verdanken wir den Insekten und den Blumen,

Diese Feststellung scheint mir zu den beruhigendsten zu gehören, die man machen kann. Wir haben lange Zeit soviel törichten Stolz darein gesetzt, uns für wunderbare, einzige und rätselhaft zufällige Wesen zu halten, die wahrscheinlich aus einer anderen Welt gefallen sind, ohne sichere Bande, die uns mit dem übrigen Leben verknüpfen, und jedenfalls mit einer ungewohnten, unvergleichlichen und ungeheuerlichen Fähigkeit begabt. Es ist bei weitem vorzuziehen, dass wir keineswegs so wunderbar sind, denn wir haben gelernt, dass die Wunder in der normalen Naturentwicklung rasch verschwinden. Es ist viel tröstlicher festzustellen, dass wir den gleichen Weg gehen wie die Weltseele, ja,

dass wir die gleichen Gedanken, Hoffnungen, Prüfungen und fast den gleichen Charakter hätten, wenn wir nicht unsern besondern Traum von Gerechtigkeit und Mitleid besäßen. Nichts ist beruhigender als die Gewissheit, dass wir zur Verbesserung unseres Loses, zur Nutzbarmachung der Kräfte, Gesetze und Gelegenheiten der Materie genau die gleichen Mittel anwenden wie sie, um ihre ununterworfenen, unbewussten Teile zu erleuchten und zu ordnen, dass es keine anderen gibt, dass wir in der Wahrheit sind und auf unserem rechten Platze, dass wir zu Hause sind in dieser Welt, die aus unbekanntem Stoffe geknetet ist, deren Denken jedoch nicht undurchdringlich noch uns feindlich ist, sondern dem unsren analog oder entsprechend.

Wenn die Natur allwissend wäre, wenn sie sich nie irrte, wenn sie überall und in allen ihren Unternehmungen von Anfang an vollkommen, unfehlbar und sicher wäre, wenn sie in allen Dingen eine unermesslich höhere Vernunft entfaltetete, als die unsre ist, so müssten wir sie fürchten und den Mut verlieren. Wir müssten uns für das Opfer und die Beute einer fremden Macht halten, die wir nie hoffen dürften zu erkennen und zu ermessen. Es ist bei weitem vorzuziehen, wenn man sich überzeugen kann, dass diese Kraft — wenigstens in intellektueller Hinsicht — der unseren eng verwandt ist. Unser Geist schöpft aus den gleichen Quellen wie der ihre. Wir gehören derselben Welt an und sind fast gleich und gleich. Wir verkehren nicht mehr mit unerreichbaren Göttern, sondern mit einem

zwar verhüllten, aber brüderlichen Willen, den es zu belauschen und zu leiten gilt.

Ich meine, die Behauptung wäre nicht sehr verwegen, dass es keine mehr oder minder intelligenten Geschöpfe gibt, sondern eine verstreute, allgemeine Intelligenz, eine Art von universellem Fluidum, welches die Organismen, die es trifft, mehr oder minder durchdringt, je nachdem sie gute oder schlechte Leiter des Geistes sind. Der Mensch ist bis auf diesen Tag die Lebensform, welche diesem von den Religionen als göttlich bezeichneten Fluidum am wenigsten Widerstand entgegensetzt. Unsere Nerven sind die Drähte, durch welche sich diese feinere Elektrizität mitteilt. Die Windungen unseres Hirns sind sozusagen die Induktionsspule, in der sich die Kraft des Stroms vervielfältigt, aber dieser Strom ist nicht von anderer Art, stammt aus keiner andern Quelle als der, welche durch Stein und Stern, Blume und Tier geht.

Aber das sind Mysterien, deren Befragung recht müssig ist, vorausgesetzt, dass wir noch nicht das Organ besitzen, das ihre Antwort aufzunehmen vermag. Begnügen wir uns also damit, gewisse Kundgebungen dieser aussermenschlichen Intelligenz beobachtet zu haben. Alles, was wir in uns beobachten, ist mit gutem Grunde verdächtig; wir sind zugleich Richter und Partei, und uns liegt zuviel daran, unsre Welt mit prächtigen Illusionen und Hoffnungen zu bevölkern. Aber das kleinste äussere Anzeichen soll uns teuer und kostbar sein. Die, welche die Blumen uns gegeben haben, sind

wahrscheinlich winzig im Vergleich zu dem, was uns die Berge, das Meer und die Sterne zu sagen hätten, wenn wir die Geheimnisse ihres Lebens belauschten. Sie gestatten uns gleichwohl, mit grösserer Sicherheit anzunehmen, dass der Geist, der alle Dinge beseelt oder von ihnen ausgeht, wesensgleich ist mit dem, welcher unsren Körper belebt. Wenn er uns gleicht, wenn wir ihm somit auch gleichen, wenn alles, was in ihm ist, sich in uns selbst findet, wenn er unsere Methoden, Gewohnheiten, Bestrebungen und Tendenzen zum Besten teilt, so ist es nicht widersinnig, alles das zu erhoffen, was wir instinktiv und unbezwinglich erhoffen; denn es ist fast sicher, dass er diese Hoffnung teilt. Und wenn wir eine solche Summe von Intelligenz ins Leben des Weltalls ausgegossen sehen, ist es da nicht wahrscheinlich, dass dieses Leben für die Intelligenz wirkt, d. h. dass es zum Ziel das Glück, die Vervollkommnung und den Sieg über Das hat, was wir das Böse, den Tod, die Finsternis, das Nichts nennen und was wahrscheinlich nichts ist als der Schatten seines eigenen Angesichts oder sein Schlummer?





NACHDEM ICH SOLANGE VON DER Intelligenz der Blumen gesprochen habe, scheint es natürlich, auch ein Wort über ihre Seele zu sagen, welche ihr Duft ist. Leider berühren wir auch hier sofort das Unerkenn-

bare, ganz wie bei der Seele des Menschen, diesem Duft einer andren Sphäre, in der die Vernunft wurzelt. Wir wissen fast gar nichts von den Absichten dieses Reiches der feiertäglichen und unsichtbar prächtigen Luft, welche die Blumenkelche um sich verbreiten. Es ist in der Tat sehr zweifelhaft, ob sie wesentlich zum Anlocken der Insekten dient. Zunächst haben viele Blumen, die sehr stark riechen, keine kreuzweise Befruchtung, so dass der Besuch der Biene oder des Schmetterlings ihnen also gleichgültig oder gar lästig ist. Ferner ist das, was die Insekten anlockt, einzig der Blütenstaub und der Honigsaft, und diese haben keinen merklichen Geruch. Und so sehen wir sie auch die Blumen, die am herrlichsten duften, wie Rose und Nelke, vernachlässigen

und in Massen die Blüten des Ahorns und der Haselnussstaude bestürmen, die fast ganz geruchlos sind.

Gestehen wir es uns also ein, dass wir noch nicht wissen, wodurch die Düfte der Pflanze nützlich sind, ebensowenig wie wir wissen, warum wir sie riechen. Der Geruchssinn ist unter unseren Sinnen in der Tat der unerklärlichste. Es ist klar, dass Gesicht, Gehör, Gefühl und Geschmack für unser animalisches Leben unerlässlich sind. Nur durch lange Übung lernen wir die Formen, Farben und Töne interesselos zu geniessen. Freilich liegen dem Geruchssinn auch wichtige praktische Funktionen ob. Er ist der Wächter der Luft, die wir einatmen; er ist der Hygieniker und Chemiker, der sorgsam auf die Qualität der Nahrung achtet, die wir aufnehmen; und jede üble Ausdünstung offenbart das Vorhandensein von verdächtigen und gefährlichen Keimen. Aber neben diesem praktischen Berufe hat er einen andren, der ziellos ist. Die Düfte sind für unser Körperleben in jeder Hinsicht unnütz. Werden sie zu heftig, sind sie zu andauernd, so können sie ihm sogar schädlich werden. Trotzdem besitzen wir einen Sinn, der sich ihrer erfreut und uns frohe Kunde von ihnen bringt, mit dem gleichen Enthusiasmus und der gleichen Überzeugung, als handelte es sich um die Entdeckung einer Frucht oder eines köstlichen Trankes. Diese Ziellosigkeit verdient unsere Beachtung. Sie muss ein schönes Geheimnis bergen. Wir haben hier den einzigen Fall, wo die Natur uns ein Vergnügen um seiner selbst willen bereitet, wo die Befriedigung nicht die

Lockspeise für eine Falle der Notwendigkeit bildet. Der Geruchssinn ist der einzige Luxussinn, den sie uns auferlegt hat. Und darum scheint er unserm Körper auch fast fremd zu sein und nicht des engsten mit unserm Organismus zusammenzuhängen. Ist er eine Vorrichtung, die im Werden oder im Schwinden ist, ein Vermögen, das erwacht oder einschläft? Wenn nicht alles trägt, hält er gleichen Schritt mit der Entwicklung unserer Zivilisation. Die Alten kümmerten sich nur um die größten, schwersten, sozusagen die solidesten Wohlgerüche, Moschus, Weihrauch, Myrrhen, Ambra usw. und der Blumenduft wird von den griechischen und lateinischen Dichtern, sowie in der hebräischen Literatur selten genug erwähnt. Sehen wir z. B. heutzutage unsere Bauern, auch in den längsten Mussestunden, je an Veilchen oder Rosen riechen? Dagegen ist dies die erste Bewegung eines Grossstädtlers, wenn er eine Blume entdeckt. Wir haben also einiges Recht zu der Annahme, dass der Geruchssinn der am spätesten geborene ist, der einzige vielleicht, der sich nicht im „Stadium der Rückbildung“ befindet, wie unsere Biologen sagen. Und das ist ein Grund, um uns an ihn zu halten, ihn zu befragen und seine Möglichkeiten zu kultivieren. Welche Überraschungen kann er uns noch bereiten, wenn er z. B. die Vollkommenheit des Auges erreicht, wie etwa bei dem Hunde, der ebenso durch die Nase wie durch den Blick lebt?

Hier liegt noch eine unerforschte Welt. Dieser geheimnisvolle Sinn, der auf den ersten Blick unserm Organismus fast fremd ist, er ist bei näherem

Zusehen vielleicht der, welcher ihn am innigsten durchdringt. Sind wir nicht vor allem in der Luft lebende Wesen? Ist die Luft für uns nicht das unbedingt und eigentlich unerlässliche Element, und ist der Geruchssinn nicht just der einzige Sinn, der etwas davon perzipiert? Die Düfte sind die Juwelen dieser Luft, die unser Leben bedingt, und sie schmücken sie nicht ohne Grund. Es wäre nicht erstaunlich, wenn dieser unverstandene Luxus etwas sehr Tiefem und Wesentlichem entspräche, und weit mehr, wie wir sahen, einem Etwas, das noch nicht ist, als einem Etwas, das nicht mehr ist. Es ist sehr leicht möglich, dass dieser Sinn, der einzige in die Zukunft gerichtete, bereits die greifbarsten Offenbarungen einer Gestalt oder eines Glücks- und Gesundheitszustandes der Materie erfasst, die uns noch manche Überraschungen bescheren werden.

Inzwischen verharrt er noch bei den grössten und wenigst differenzierten Perzeptionen. Noch ahnt er kaum mit Hilfe der Einbildungskraft die tiefen und harmonischen Ausströmungen, die offenbar die grossen Erscheinungen des Lichts und der Atmosphäre umhüllen. Da wir im Begriff sind, die des Regens und der Abenddämmerung zu erfassen: warum sollten wir nicht eines Tags dahin kommen, die Düfte von Schnee und Eis, Morgentau und Morgendämmerung oder Sternensfimmern zu erfassen? Es muss alles im Raume seinen noch unfasslichen Duft haben, selbst ein Mondstrahl, ein Wassermurmeln, eine schwebende Wolke, ein

71 Lächeln des Himmelsblaus . . .

Der Zufall, oder vielmehr die Wahl meines Lebenswegs hat mich neuerdings in jene Gegenden geführt, wo fast alle Wohlgerüche Europas werden und entstehen. Wie bekannt, ist es an dem warmen, lichtgebadeten Küstenstrich zwischen Cannes und Nizza, wo die letzten Höhen und Täler lebende und ehrliche Blumen tragen und einen heldenmütigen Kampf führen gegen die groben künstlichen deutschen Parfüms, die zu den natürlichen Wohlgerüchen in dem gleichen Verhältnis stehen, wie die Wälder und Ebenen der wirklichen Landschaft zu denen auf Theaterkulissen.

Die Feldarbeit richtet sich hier nach einer Art Kalender der Flora, der im Mai und Juli von zwei herrlichen Königinnen beherrscht wird: von den Rosen und vom Jasmin. Rings um diese beiden Herrscherinnen des Jahres, die morgenrotfarbene und die in weisse Sterne gehüllte, reihen sich vom Januar bis Dezember die zahllosen, pünktlichen Veilchen, die lärmenden Jonquillen, die naiven Narzissen mit dem staunenden Auge, die mächtigen Mimosen, die Reseda, die köstlich gewürzte Nelke, das herrische Geranium, die jungfräulich-starke Orangenblüte, Lavendel, spanischer Ginster, die allzu kräftige Tuberose und die einer orangefarbenen Raupe ähnliche Cassia.

Es macht zuerst einen verblüffenden Eindruck, wie die grossen, schwerfälligen Bauernburschen, welche die harte Notwendigkeit überall wo anders dem Lächeln des Lebens fremd macht, hier die Blumen ernst nehmen, diesen zarten Schmuck der Erde vorsichtig behandeln und sich wie eine Biene

oder eine Prinzessin betätigen oder sich unter der Last der Veilchen oder Tulpen beugen. Aber am erstaunlichsten ist der Eindruck manches Morgens und Abends in der Rosen- oder Jasminzeit. Man meint, die Atmosphäre der Erde sei plötzlich verwandelt; sie machte der eines unendlich glücklichen Planeten Platz, wo die Düfte nicht mehr wie hienieden flüchtig, unbestimmt und vergänglich sind, sondern beständig, weit, voll, dauernd, verschwenderisch, normal, unveränderlich . . .

Man hat mehr als einmal ein Bild dieser fast feenhaften Industrie entworfen, die eine ganze arbeitsame Stadt (Grasse) am Berghang beschäftigt, wie einen emsigen Bienenstock. Man hat geschildert, wie die prächtigen Wagen voll rosa Rosen an der Schwelle dampfender Fabriken abgeladen werden, wie die Blumenleserinnen in den weiten Arbeitssälen buchstäblich in einer Flut von Blütenblättern schwimmen; wie die weniger umfangreichen, aber kostbareren Blumen, die Veilchen, Tubarosen, Cassia, Jasmin, in breiten Körben von Bäuerinnen angebracht werden, so edel auf dem Kopfe getragen. Man hat schliesslich die verschiedenen Verfahren beschrieben, wie man die Blumen je nach ihrer Eigenart zerpfückt, um die wundersamen Geheimnisse ihres Herzens im Kristall zu erhalten. Man weiss, dass z. B. die Rosen gutwillig und voller Gefälligkeit sind und ihren Wohlgeruch in Einfachheit hergeben. Man stopft sie in ungeheure Kessel, so hoch wie Lokomotivkessel, und lässt Wasserdampf hindurchgehen. Nach und nach schwitzt das Rosen-

öl, kostbarer als Perlen, tropfenweise durch eine Glasröhre, die so eng ist wie eine Gänsefeder, in eine riesige Retorte, die wie der Berg die Maus, kaum eine Träne Ambra hervorbringt.

Aber die Mehrzahl der Blumen gibt ihre Seele weit weniger leicht gefangen. Ich will hier nicht von den vielen, unendlich mannigfachen Torturen reden, mit denen man ihnen den Schatz abzwingt, den sie in der Tiefe ihres Blumenkelches ver-zweifelt verbergen. Als Beispiel von der List des Folterknechts und von der Verstocktheit mancher Opfer möchte ich nur die Martern erwähnen, die Tulpe, Tubarose und Jasmin erdulden, ehe sie das Schweigen brechen. Übrigens sei hierbei bemerkt, dass der Jasminduft der einzige ist, der sich nicht nachahmen lässt, der einzige, den man nicht durch kluges Mischen andrer Wohlgerüche zusammensetzen kann.

Der Folterknecht trägt also eine zweifingerdicke Fettschicht auf grosse Glasscheiben und streckt auf dies Folterbrett die armen Blumen. Nach einigen heuchlerischen Handgriffen und salbungsvollen Verheissungen erzwingt das Fett unwider-rufliche Geständnisse. Wenigstens haben die armen Blumen bald nichts mehr zu verlieren. Allmorgendlich werden sie fortgenommen, zum Abfall geworfen, und eine neue Schicht löst sie auf dem hinterlistigen Lager ab. Auch sie verschwinden, erdulden das gleiche Los und so fort. Erst nach drei Monaten, wenn das gierige Fett neunzig Lagen von Blüten ausgesogen hat, ist es derart gesättigt von duftenden Geständnissen, dass es keine neuen Opfer mehr aussaugen kann. Nur das Veilchen, das dem

Drängen des kalten Fetts widersteht, wird durch Feuer zum Geständnis gezwungen. Man erwärmt das Schweineschmalz also und dank dieser barbarischen Behandlung, verliert die schlichte und holde Blume der Frühlingspfade allmählich die Kraft, ihr Geheimnis zu bewahren. Sie ergibt sich und ihr flüssiger Folterknecht absorbiert, ehe er gesättigt ist, viermal ihre Blütenlast, so dass die schmäbliche Folter die ganze Jahreszeit hindurch währt, wo die Veilchen unter den Ölbäumen spriessen. Aber damit ist das Drama noch nicht zu Ende. Jetzt gilt es, dem geizigen Fett den verschluckten Schatz, den es mit all seinen gestaltlosen und ausweichenden Kräften festhalten will, abzuwingen. Das geschieht nicht ohne Mühe. Das Schmalz hat niedrige Leidenschaften, die es zugrunde richten. Man berauscht es mit Alkohol und es gibt seinen Raub schliesslich frei. Nun besitzt der Spiritus das Mysterium. Auch er will ihn nicht hergeben, sondern für sich behalten. Auch er wird ergriffen, gefoltert, verdampft, kondensiert, und die flüssige Perle tropft nach so viel Abenteuern endlich rein, unerschöpflich und fast unvergänglich in eine Glasröhre.

Von den chemischen Prozeduren, bei denen Schwefelkohlenstoff und Petroleumäther zur Ausziehung der Düfte verwendet werden, will ich nicht reden; die grossen Parfümfabriken von Grasse halten fest an der Tradition und verschmähen diese künstlichen und fast unredlichen Methoden, die minderwertige Produkte zeitigen und die Seele der Blume vergiften.



DER SOMMER IST DIE JAHRESZEIT des Glückes. Unter Bäumen, in den Bergen, an der See geniessen wir die schönen Stunden des Jahres, sie, die man im Schosse des Winters erhofft und erharrt, die uns endlich die goldenen Pforten der Musse erschliessen. Lernen wir sie voll, lange und mit Genuss auskosten! Legen wir an diese bevorzugten Stunden einen edleren Masstab als an den Alltag! Sammeln wir ihre leuchtenden Augenblicke in ungewohnte, prächtige, durchsichtige Gefässe, die aus dem gleichen Licht gebildet scheinen, das sie aufnehmen sollen; wie man einen köstlichen Wein nicht in die gewöhnlichen Gläser des täglichen Gebrauchs giesst, sondern in den reinsten Kristallkelch oder Silberbecher, den der Schenktisch für grosse Feste bewahrt.

Die Zeit messen! Wir sind so gemacht, dass wir uns ihrer nur dann bewusst werden und ihr Glück und Unglück auskosten, wenn wir sie zählen

und wägen können wie eine unsichtbare Münze. Nur in den komplizierten Apparaten, die wir erfunden haben, um sie uns sichtbar zu machen, nimmt sie Gestalt und Stoff an und erlangt einen Wert. An sich nicht vorhanden, empfängt sie Geschmack, Duft und Form von dem Werkzeug, das sie anzeigt, und so hat die Minute, die unsere kleinen Taschenuhren ticken, ein anderes Antlitz als die, die der grosse Zeiger der Turmuhr langsam durchläuft. Wir dürfen also dem Ursprung unserer Stunden nicht gleichgültig gegenüberstehen. Wenn wir Gläser haben, deren Form, Farbe und Glanz wechseln, je nachdem sie dazu dienen, unsern Lippen leichten Bordeaux, vollen Burgunder, duftigen Rheinwein, schweren Portwein oder heiteren Champagner zu kredenzen, warum sollen unsere Minuten nicht nach verschiedenen Methoden gemessen werden, die ihrer Schwermut, ihrer Trägheit oder ihrem Frohsinn entsprechen? So ist es zum Beispiel ganz an der Ordnung, wenn unsere Arbeitsmonate und Wintertage mit ihren Plackereien und Geschäften, ihrem unruhigen Hasten genau, methodisch und streng eingeteilt werden durch Stahlräder und Zeiger, durch die emaillierten Zifferblätter unserer Stutzuhren, durch elektrische oder pneumatische Normaluhren oder unsere winzigen Taschenuhren. Hier sinkt die majestätische Zeit, die Herrin der Götter und Menschen, die ungeheure menschliche Form der Ewigkeit, zu einem beharrlichen Insekt herab, das sich durch ein Leben ohne Horizont, ohne Himmel und Ruhe mechanisch hindurchfrisst. Höchstens in den Augenblicken der Ausspannung,

am Abend beim Lampenschein, in den allzukurzen wachen Stunden, die wir den Sorgen des Hungers oder der Eitelkeit abringen, erlaubt man dem langen, kupfernen Pendel der normännischen oder flämischen Stutzuhr ein langsames und feierlicheres Takt schlagen der Sekunden, die den ernstesten Schritten der heranrückenden Nacht vorausgehen.

Andererseits vermissen wir, nicht in unsern gleichgültigen, wohl aber in den wirklich düsteren Stunden der Entmutigung und Entsagung, der Krankheit und des Leidens, in den toten Minuten unseres Daseins die alte, stille und trübselige Sanduhr unserer Voreltern. Heute ist sie nur noch ein unwirksames Symbol auf unsern Gräbern und auf den Trauerdraperien unserer Kirchen; höchstens findet man sie noch, kläglich herabgesunken, in einer Küche in der Provinz, wo sie das Kochen der Eier gewissenhaft überwacht. Als Zeitmesser benutzt man sie nicht mehr, obwohl sie neben der Sichel noch in dem veralteten Wappenschild der Zeit prangt. Und doch hatte sie ihre Vorzüge und ihre Daseinsberechtigung. In den schwermütigen Zeiten des menschlichen Denkens, als man Klöster um die Wohnungen der Toten baute und die Türen und Fenster nur dem ungewissen Schimmer einer Welt sich erschlossen, die furchtbarer war als die unsere, hätte man nichts weniger Unschönes wählen können, um die Stunden zu messen, die ohne Lächeln und Freude, ohne glückliche Überraschungen und Schmuck dahinstrichen. Sie bannte die Zeit nicht, sondern erstickte sie in ihrem Staub. Sie war wie

geschaffen, um die Glieder des Rosenkranzes, die Stunden der Erwartung, des Schreckens und der Langeweile zu zählen. Die Minuten zerrannen in ihr zu Staub, abgeschieden von dem ringsum flutenden Leben des Himmels, des Gartens, des weiten Raums, eingeschlossen in ihre Glashülle wieder Mönch in seine Zelle. Sie zeigte die Stunden nicht an, sie begrub sie alle in trostlosem Sand, und die müssigen Gedanken, die ihrem stummen, unaufhörlichen Rieseln zusahen, gingen mit ihnen dahin, um die Asche der Toten zu mehren.

In den glühenden Sommertagen scheint es angebrachter, den feurigen Reigen der Stunden in der Reihenfolge zu geniessen, die das Gestirn, das sie über unsere Musse ausschüttet, selbst vorschreibt. In diesen weiteren, offeneren, ausgedehnteren Tagen glaube ich und halte mich nur an die grossen Lichtunterschiede, die die Sonne mir mit Hilfe des warmen Schattens anzeigt, den einer ihrer Strahlen dort im Garten auf das marmorne Zifferblatt wirft, das schweigend, als täte es etwas Bedeutungsloses, den Lauf unserer Erde nachzeichnet und bucht. Diese unmittelbare und allein authentische Übertragung des Willens der Zeit, der die Gestirne lenkt, gibt unsern armen menschlichen Stunden, die unsere Mahlzeiten und die kleinen Bewegungen unseres winzigen Lebens regeln, einen Adel und einen unmittelbaren gebieterischen Duft des Unendlichen, der die leuchtenden, taufrischen Morgenstunden wie die fast unbeweglichen Nachmittage der schönen ungetrübten Sommerzeit noch mehr weitert und noch heilsamer macht.

Leider wird die Sonnenuhr selten und verschwindet aus unsern Gärten. Man trifft sie nur noch im Ehrenhof, auf den steinernen Terrassen, den Promenaden und baumbepflanzten Plätzen alter Städte, Schlösser und Paläste an, und ihre vergoldeten Ziffern samt dem Zeiger und Zifferblatt verschwinden unter der Hand des gleichen Gottes, dessen Kult sie verewigen sollen. Und doch vermochte nur sie dem ernstesten und lichten Gang der ungetrübten Stunden andächtig zu folgen. „Horas non numero nisi serenas“, „ich zähle nur die heiteren Stunden“, lautet die Inschrift, die der englische Essayist Hazlitt am Anfang des verflossenen Jahrhunderts in der Umgebung von Venedig entdeckte. „Ich zähle nur die heiteren Stunden“, setzt er hinzu, „welch ein sorgenbrechendes Gefühl! Alle Stunden verlöschen auf der Sonnenuhr, wenn die Sonne sich umwölkt, und die Zeit ist nur eine grosse Leere, wofern ihr Schritt nicht durch etwas Freudiges bezeichnet wird, und alles, was nicht glücklich ist, sinkt in Vergessenheit! Welch schönes Wort, das uns lehrt, die Stunden nur nach ihren Wohltaten zu zählen, nur auf ihr Lächeln zu achten und die Härten des Schicksals zu übersehen, unser Dasein aus glänzenden und angenehmen Augenblicken zusammenzusetzen, uns stets der Lichtseite der Dinge zuzuwenden und den ganzen Rest durch unsere vergessliche oder unaufmerksame Phantasie hindurchgleiten zu lassen!“

Wanduhr, Sanduhr und die vergessene Wasseruhr geben nur abstrakte Stunden an, ohne Antlitz und Gestalt. Sie sind die Werkzeuge unserer blut-

losen Zimmerzeit, der gefangenen Sklavin; aber die Sonnenuhr zeigt uns den wirklichen, zitternden Flügelschatten des grossen Gottes, der im Äther schwebt. Vor dem marmornen Zifferblatt auf der Terrasse oder am Schnittpunkt der breiten Avenuen, das so gut zu den stolzen Treppen, den ausladenden Balustraden, den grünen Mauern der tiefen Buchenhecken passt, geniessen wir die flüchtige, aber unabweisliche Gegenwart der leuchtenden Stunden. Wer sie einmal im weiten Raum unterscheiden lernte, der wird auch sehen, wie sie eine nach der andern den Boden berühren und sich über den geheimnisvollen Altar beugen, um dem Gotte zu opfern, den der Mensch ehrt und doch nie erkennen wird. Er wird sie nahen sehen in mannigfachen, wechselnden Gewändern, mit Früchten, Blumen oder Tau geschmückt, voran die durchsichtigen, kaum sichtbaren Stunden der Morgenröte, dann ihre glühenden, grausamen, leuchtenden, fast unerbittlichen Schwestern und schliesslich die letzten, langsamen und prunkvollen der Dämmerung, die der herannahenden Nacht entgegenschreiten und vor dem purpurnen Baumschatten ihre Schritte verlangsamen.

Die Sonnenuhr allein ist ein würdiger Masstab für den Glanz der grüngoldenen Sommermonde. Sie ist stumm wie das tiefe Glück. Still zieht die Zeit über sie dahin, wie sie über die Sphären im Weltenraum hinzieht; aber der Kirchturm des benachbarten Dorfes leiht ihr bisweilen seine eiserne Stimme, und nichts ist so harmonisch wie der

Glockenton im Einklang mit der stummen Gebärde ihres Schattens, wenn er im azurnen Lichtmeer Mittag weist. Sie gibt der verstreuten, namenlosen Glückseligkeit Mittelpunkt und Namen. Alle Poesie, aller Zauber, der sie umgibt, alle Geheimnisse des blauen Himmels, alle verworrenen Gedanken der hohen Bäume, die die Kühle der Nacht behüten wie einen geheiligten Schatz, all die bebende Wonne der Kornfelder, der Flächen und Höhen, die der verzehrenden Pracht des Lichts wehrlos ausgesetzt sind, die holde Trägheit des Baches, der zwischen zartumsäumten Ufern murmelt, und der schlummernde Teich mit den schimmernden Schweisstropfen der Wasserblasen, und das behäbige Haus, das in seiner weissen Fassade gierig die Fenster aufsperrt, um den Horizont einzuschlüpfen, und der Duft der Blumen, die zum Abschluss eines Tags voll flammender Schönheit drängen, und die Vögel, die nach dem Gebot der Stunden singen und ihnen Blumengewinde des Frohsinns durch den weiten Raum knüpfen — das alles und noch tausend Dinge und tausendfaches Leben, das noch nicht sichtbar ist, scheinen sich ein Stelldichein zu geben und sich seiner Dauer bewusst zu werden vor diesem Spiegel der Zeit; und die Sonne, die auch nur ein Rad ist in dem ungeheuren Räderwerk, das die Ewigkeit vergebens zerlegt, zeigt in ihm mit einem gefälligen Strahl den Weg an, den die Erde mit allem, was sie trägt, alltäglich auf der Sternenbahn zurücklegt.





WIR BEFINDEN UNS IN EINEM ABSchnitt der menschlichen Entwicklung, der auf Erden nicht seines gleichen hat. Ein grosser Teil der Menschheit, und zwar gerade der, welcher bisher die Ereignisse schuf, die wir mit einiger Sicherheit kennen, wendet sich allmählich von der Religion ab, in der sie nahezu zwei Jahrtausende gelebt hat.

Dass eine Religion erlischt, ist nichts Neues. Es muss mehr als einmal vorgekommen sein in der Nacht der Zeiten, und die Geschichtschreiber am Ausgange des römischen Reiches gewähren uns Einblick in den Untergang des Heidentums. Aber bisher zogen die Menschen nur aus einem einstürzenden Tempel in einen neu erstehenden um; sie kehrten sich von einer Religion ab und einer andern zu, wogegen wir die unsre aufgeben, ohne uns wo anders hinzuwenden. Das ist die neue Erscheinung mit ihren unbekanntem Folgen, die wir erleben.

Es bedarf keines besonderen Hinweises, dass die Religionen durch ihre Jenseitshoffnungen und ihre Moral ungeheuren Einfluss auf das menschliche Glück gehabt haben, wiewohl sehr bedeutende Religionen, zum Beispiel die antike Religion, weder solche Jenseitshoffnungen erweckten, noch eine eigentliche Moral kannten. Wir wollen von den Hoffnungen, welche die unsre erweckt, absehen, da sie mit dem Glauben ja zuerst in Wegfall kommen; dagegen leben wir noch in dem Moralgebäude, das der absterbende Glaube errichtet hat. Aber wir fühlen, trotz der Stützpfiler unserer Gewohnheit, dass das Dach dieses Gebäudes über uns zu klaffen beginnt; und hier und dort sehen wir uns bereits ohne Schutz und Schirm unter einem unbekanntem Himmel, der keine Gebote mehr erlässt. Und so erleben wir es denn, wie ein neues Moralgebäude mehr oder minder unbewusst und fieberhaft in aller Hast aufgebaut wird, da man ohne ein solches nicht auszukommen vermag. Es setzt sich zusammen aus den zusammengelesenen Trümmern der Vergangenheit, einigen von der Wissenschaft erkannten Gesetzen und schliesslich ein paar kühnen Vorwegnahmen des irregewordenen Verstandes, der auf dem Umweg über ein neues Mysterium zu alten Tugenden zurückkehrt, welche der gesunde Menschenverstand allein nicht aufrecht zu erhalten vermag. Vielleicht verlohnt es sich, die hauptsächlichsten Reflexe dieses Prozesses einzufangen. Die Stunde scheint gekommen, wo viele sich fragen, ob man nicht zu harmlos abrüstet und nicht die undankbare Rolle des Übervorteilten spielt, indem man

fortfährt, eine hohe und edle Moral in einer andern Gesetzen unterworfenen Umwelt zu üben. Sie wollen wissen, ob es nicht einfach Gefühlsgründe oder Gründe des Herkommens und Chimären sind, die uns an den alten Tugenden festhalten lassen, und umsonst suchen sie in sich selbst nach einem Rückhalt, den ihnen die Vernunft noch geben könnte.

Sieht man von dem künstlichen Hafen ab, in den die Anhänger der religiösen Überzeugungen sich flüchten, so scheinen die Hauptströmungen der zivilisierten Menschheit zwischen zwei entgegengesetzten Lehren hin und her zu fluten. Diese beiden Lehren, die parallel, aber entgegengesetzt laufen, haben zu allen Zeiten die Gefilde der menschlichen Moral wie zwei feindliche Ströme durchkreuzt. Aber nie war ihr Bett so deutlich, so starr gezogen wie jetzt. Altruismus und Egoismus waren früher nur instinktiv, unklar und vermischten oft ihre Gewässer; neuerdings haben sie sich zu absolutem, systematischem Egoismus und Altruismus geschieden, und an den Quellen dieser zwei Ströme stehen zwei Genien: Tolstoj und Nietzsche. Aber wie gesagt, es scheint nur so, dass diese beiden Lehren sich in die Herrschaft der sittlichen Welt teilen. Das wirkliche Drama des modernen Gewissens spielt sich nicht an diesen beiden Endpolen ab. Im weiten Raum verloren, bilden sie nur chimärische Ziele, an deren Erreichung kein Mensch denkt. Die eine dieser Lehren schraubt eine Vergangenheit, wie sie in ihrem Sinne nie existiert hat, mit Gewalt zurück;

die andre peitscht uns in eine Zukunft hinein, die durch nichts wahrscheinlich gemacht wird. Zwischen diesen beiden Träumen liegt die Wirklichkeit, der sie so gar keine Rechnung tragen und die sie doch allezeit umschliesst und überragt. In dieser Wirklichkeit, deren Abbild ein jeder im Busen trägt, müssen wir das Werden der unser heutiges Leben bestimmenden Moral verfolgen. Ich brauche dabei wohl nicht zu betonen, dass ich unter Moral nicht die kleinen Praktiken des täglichen Lebens verstehe, die dem Brauch und der Mode entspringen, sondern die grossen Gesetze, die den innern Menschen lenken.

In unserm Verstande, bewusst oder unbewusst, bildet sich unsere Moral. Man könnte darin drei Stufen abgrenzen. Ganz zu unterst der allgemeinste moralische Sinn, der die grösste Schwere und Dichtigkeit hat: der „gemeine Verstand“. Etwas höher, schon zu reingeistigen Nützlichkeits- und Lustvorstellungen sich erhebend, der „gesunde Menschenverstand“, und endlich auf höchster Stufe der unbestimmte Teil unsres Gesamtverstandes, den wir den „mystischen Verstand“ nennen wollen. Er ist es, der die Ansprüche der Phantasie, der Gefühle und alles, was unser bewusstes Leben mit dem Unbewussten und den unbekanntem Kräften der Innen- und Aussenwelt verknüpft, bejaht, aber unter möglichst strenger Aufsicht hält.

Es bedarf keiner langen Erklärung des „gemeinen Verstandes“, dieses braven, handfesten Verstandes, der einem jeden gegeben ist, dem Besten wie

dem Schlechtesten, und der sich auf den Trümmern des religiösen Gedankens unwillkürlich aufbaut. Er diktiert die Moral des „Erst komme ich“, des praktischen, vierschrötigen Egoismus aller Instinkte und aller materiellen Genüsse. Wer vom „gemeinen Verstand“ ausgeht, für den gibt es nur eine Gewissheit: sein eignes Dasein. Und in diesem Dasein, wenn man den Dingen auf den Grund geht, gibt es nur zwei wirkliche Übel: Krankheit und Armut, und zwei wirkliche, unanfechtbare Güter: Gesundheit und Reichtum. Alle anderen Realitäten, glückliche wie unglückliche, hängen von ihnen ab. Alles übrige, die Freuden und Leiden, die aus Gefühlen und Leidenschaften entspringen, ist imaginär, da es ja von dem Begriff abhängt, den wir uns davon machen. Unser Recht auf Genuss wird nur durch das nämliche Recht der Mitlebenden eingeschränkt, und wir haben! just im Interesse unsres beschaulichen Glückes gewisse vorhandene Gesetze zu respektieren. Von ihnen abgesehen, lassen wir keinen Zwang gelten, und unser Gewissen muss, anstatt die Regungen unsrer Selbstsucht zu bekämpfen, vielmehr ihre Siege gutheissen, sofern diese Siege den instinktiven Pflichten des Lebens und ihrer Logik vollkommen entsprechen.

Dies ist die erste Stufe, der Urzustand jeder natürlichen Moral, ein Zustand, über den mancher nach dem völligen Absterben der religiösen Vorstellungen sich nicht mehr erheben wird.

87 **D**er gesunde Menschenverstand ist schon minder materiell, minder animalisch. Er betrachtet die

Dinge schon etwas mehr von oben und sieht infolgedessen etwas weiter. Er wird bald gewahr, dass der geizige „gemeine Verstand“ in seiner Kapsel ein dunkles, enges und klägliches Dasein führt. Er wird inne, dass der Mensch so wenig einsam bleiben kann wie die Biene, und dass das Leben, das er mit seinesgleichen teilt, um sich freier und vollkommener zu entwickeln, nicht auf einen Kampf ohne Gerechtigkeit und Erbarmen, noch auf einen einfachen Austausch streng abgewogener Dienstleistungen hinauslaufen kann. Er geht in seinen Beziehungen zu den Mitmenschen zwar auch noch vom Egoismus aus, aber dieser Egoismus ist nicht mehr rein materiell. Er huldigt noch der Nützlichkeit, aber bereits in der Geistes- und Gefühls-sphäre. Er kennt Freuden und Leiden, Zuneigungen und Abneigungen, deren Gegenstand imaginär sein kann. So aufgefasst und imstande, sich bis zu einer gewissen Höhe der Materie und ihrer Logik zu entheben, ohne jedoch seinen Vorteil ausser acht zu lassen, scheint er gegen alle Vorwürfe gewappnet. Er schmeichelt sich, alle Gipfel des Verstandes in dauerndem Besitz zu haben; ja er macht sogar Dingen, die nicht unzweideutig ins Gebiet des Verstandes gehören, nämlich den Leidenschaften, den Gefühlen und allem Unerklärten, was es gibt, Konzessionen, und das muss er auch, sonst wären die dunklen Keller, in denen er hauste, um kein Haar wohnlicher als die dumpfen Höhlen des „gemeinen Verstandes“. Aber gerade diese Konzessionen lenken die Aufmerksamkeit auf die Unrechtmässigkeit seiner Ansprüche, sich mit der

Moral zu befassen, sobald sie über die kleinen Praktiken des täglichen Lebens hinausgeht.

In der Tat: was gäbe es z. B. Gemeinsames zwischen dem gesunden Menschenverstand und dem stoischen Pflichtbegriff? Sie gehören zwei verschiedenen Stufen an, die fast keine Verbindung miteinander haben. Wenn der gesunde Menschenverstand allein den Anspruch erhebt, die Gesetze, welche den innern Menschen bestimmen, festzulegen, so müsste er hier den gleichen Hindernissen und Zurückweisungen begegnen, wie auf einem der seltenen Gebiete, die er noch nicht unter seine Botmässigkeit gebracht hat: nämlich auf dem der Ästhetik. Hier wird er aufs glücklichste zu Rate gezogen bei allem, was den Ausgangspunkt und einige grosse Züge betrifft, doch sobald es sich um die Vollendung und die höchste geheimnisvolle Schönheit des Kunstwerks handelt, wird ihm sehr gebieterisch Schweigen auferlegt. Aber im Gegensatz zur Ästhetik, wo er sich ziemlich willig Schweigen gebieten lässt, will er in der Moral immer den Herrn spielen. Es wäre darum recht gut, wenn ihm sein gebührender Platz in der Gesamtheit der Fähigkeiten, welche unser menschliches Wesen ausmachen, ein für allemal angewiesen würde.

Es ist ein Hauptcharakterzug unsrer Zeit, dass wir ein immer grösseres, fast ausschliessliches Vertrauen in jene Teile unsres Verstandes setzen, die wir den gemeinen Verstand und den gesunden Menschenverstand nannten. Ehedem war es nicht

immer so. Der Mensch gründete nur einen ziemlich beschränkten und jedenfalls nur den gewöhnlichsten Teil seines Daseins auf den gesunden Menschenverstand. Der Rest hatte seine Grundlage in anderen Gebieten unsres Geistes, namentlich in der Phantasie. Die Religionen zum Beispiel und mit ihnen die Grundzüge der Moral, deren Hauptquelle sie bilden, erhoben sich stets hoch über den engen Horizont des gesunden Menschenverstandes! Dies war ein Extrem, aber man möchte wissen, ob das heutige entgegengesetzte Extrem nicht ebenso blind ist. Die überragende Bedeutung, die gewisse mechanische und wissenschaftliche Gesetze in unserm praktischen Dasein eingenommen haben, verleitet uns, dem gesunden Menschenverstand ein Übergewicht einzuräumen, dessen Berechtigungsnachweis noch aussteht. Über der anscheinend unanfechtbaren, aber vielleicht illusorischen Logik einiger Erscheinungen, die wir zu kennen wähen, vergessen wir die mögliche Unlogik von Millionen anderer Erscheinungen, die wir noch nicht kennen. Nichts beweist uns, dass die Welt den Regeln der menschlichen Logik gehorche. Ja dies wäre sogar zu verwundern, denn die Regeln unsres gesunden Menschenverstandes sind die Früchte einer Erfahrung, die im Vergleich zu dem, was wir nicht wissen, belanglos ist. „Keine Wirkung ohne Ursache“, sagt unser gesunder Menschenverstand, um das banalste Beispiel zu wählen. Ja, im engen Kreise unsres materiellen Daseins ist das unstreitig richtig und auch hinreichend. Aber sobald wir diesen engen Kreis verlassen, trifft es für

nichts mehr zu, weil Ursache und Wirkung in einer Welt, wo alles unbekannt ist, beide unerkennbar sind. Nun aber überschreitet unser Leben, sobald es sich nur um ein Weniges erhebt, immerfort den kleinen Kreis der materiellen Erfahrung und folglich auch den Bereich des gesunden Menschenverstandes. Ja selbst in der sichtbaren Welt, die ihm in unserm Geiste zum Vorbild dient, sehen wir nicht, dass er überall uneingeschränkt herrscht. Die uns umgebende Natur deckt sich in ihren beständigsten und vertrautesten Gesetzen selten genug mit unserm gesunden Menschenverstand. Was ist zum Beispiel widersinniger als ihre Vergeudung des Lebens, was sinnloser als das blinde Verstreuen von Millionen Keimen, um die zufällige Geburt eines einzigen Wesens zu erreichen? Was ist unlogischer als die zahllosen und zwecklosen Komplikationen ihrer Mittel, um die einfachsten Zwecke zu erreichen (z. B. im Leben gewisser Schmarotzer, in der Befruchtung der Blüten durch Insekten)? Das alles geht über unsern gesunden Menschenverstand und beweist ihm, dass er sich mit dem allgemeinen Leben nicht deckt, ja dass er im Weltall fast allein dasteht. Er muss seine Logik gegen sich selbst kehren und eingestehen, dass wir ihm in unsrem Leben, das von der übrigen Welt nicht isoliert ist, den hervorragenden Platz, nach dem er trachtet, nicht anweisen dürfen. Damit ist freilich nicht gesagt, dass wir ihn da im Stich lassen sollen, wo er uns nützlich ist; aber es ist gut zu wissen, dass er nicht für alles ausreicht, da er fast nichts ist. Ebenso wie

die Aussenwelt, überragt ihn auch unsre Innenwelt. Er ist am rechten Platz und versieht seine bescheidene Aufgabe in seinem kleinen Dorfe; aber er darf nicht nach der Herrschaft über die grossen Städte, nach der Macht über Meere und Berge trachten. Nun aber nehmen die grossen Städte, die Meere und Berge in uns unendlich viel mehr Raum ein als das kleine Dorf unsres praktischen Daseins. Er ist das notwendige Einvernehmen über einige niedere und bisweilen nicht einwandsfreie, aber jedenfalls unumgängliche Wahrheiten, und weiter nichts. Er ist mehr eine Kette als ein Stab. Vergessen wir nicht, dass fast all unsre Fortschritte sich dem Spott und Fluch zum Trotz durchsetzten, womit er die unvernünftigen, aber fruchtbaren Hypothesen der Phantasie abwies. In den ewigbewegten Fluten einer grenzenlosen Welt wollen wir uns nicht an unsren gesunden Menschenverstand anklammern, wie an den einzigen Fels der Rettung. An diesen Felsen gebunden, der durch alle Zeitalter und Kulturen unverrückt stehen bleibt, würden wir nichts von dem tun, was wir tun sollen, würden wir nichts von dem werden, wozu wir vielleicht berufen sind.

Bisher hatte die Frage einer vom gesunden Menschenverstand bestimmten Moral nicht viel zu sagen. Sie bildete kein Hemmnis für die Entwicklung gewisser Strebungen und Kräfte, die man stets als die edelsten und besten im Menschen angesehen hat. Die Religionen vollendeten das unterbrochene Werk. Heute aber sucht die Moral des

gesunden Menschenverstandes, welche nach der Alleinherrschaft strebt, im Bewusstsein der Gefährlichkeit ihrer Schranken sich soweit wie möglich nach der Seite der Gerechtigkeit und Hochherzigkeit auszubilden und die Gründe zu einem selbstlosen Dasein in einem höheren Interesse zu entdecken, um einen Teil des Abgrundes, der sie von diesen unzerstörbaren Kräften und Strebungen trennt, auszufüllen. Aber es gibt Punkte, über die sie nicht hinauskommt, ohne sich selbst zu verleugnen und ihre eigne Quelle zu verschütten. Welcher Führer aber bleibt uns von diesen Punkten an, wo just die grossen nutzlosen Tugenden beginnen?

Wir werden sogleich sehen, ob es eine Antwort auf diese Frage gibt. Aber selbst bei der Annahme, dass es jenseits der Niederungen der Moral des gesunden Menschenverstandes keinen Führer mehr gibt noch geben darf, läge doch kein Grund vor, uns über die moralische Zukunft der Menschheit zu beunruhigen. Der Mensch ist im Kern seines Wesens ein so moralisches Geschöpf, dass, wenn er selbst jede Moral leugnet, diese Leugnung bereits den Kern einer neuen Moral birgt. Zur Not kommt die Menschheit auch ohne Führer durch. Sie geht ein wenig langsamer, aber ebenso sicher durch die Nächte, in denen niemand ihr leuchtet. Sie trägt ihr Licht in sich, und die Stürme, die ihre Flamme niederbeugen, beleben sie auch. Sie ist sozusagen unabhängig von den leitenden Ideen, die sie zu führen wännen. Inzwischen ist es sonderbar und leicht festzustellen, dass diese periodisch auf-

tretenden Gedanken auf die Summe des Guten und Bösen in der Welt ziemlich einflusslos geblieben sind. Was allein einen wirklichen Einfluss hat, das ist die geistige Strömung, die uns trägt. Sie hat zwar auch ihre Ebbe und Flut, aber sie scheint langsam vorwärts zu dringen und ich weiss nicht was im Raume zu erobern. Wichtiger als die Idee ist die Zeit, die sie umgibt, und die Entwicklung einer Kultur, die ja nur eine Erhebung des allgemeinen Verstandes in einem gegebenen historischen Augenblick ist. Würde uns morgen eine Religion offenbart, die mit wissenschaftlicher, absoluter Gewissheit bewiese, dass jeder Akt der Güte, der Aufopferung, des Heroismus, des Seelenadels uns unmittelbar nach dem Tode einen unzweifelhaften, doch unvorstellbaren Lohn einträgt, so zweifle ich sehr, ob das Verhältnis zwischen Gut und Böse, Tugenden und Lastern, inmitten deren wir leben, eine nennenswerte Änderung erfahren würde. Ich erinnere an ein schlagendes Beispiel. Im Mittelalter gab es Augenblicke, wo der Glaube so unbedingt war und sich mit solcher Gewissheit aufdrängte, wie unsere wissenschaftlichen Gewissheiten von heute. Die versprochenen Belohnungen für den Guten wie die Strafen für den Bösen waren für das Denken der damaligen Menschen sozusagen ebenso greifbar wie die der von uns angenommenen Offenbarung es sein würden. Trotzdem sehen wir nicht, dass das Niveau des Guten sich gehoben hätte. Einige Heilige opferten sich für ihre Brüder und trieben gewisse Tugenden, die zu den am wenigsten einwandfreien gehören, bis zum Herois-

mus; aber die Masse der Menschen fuhr fort zu lügen und zu trügen, zu huren, zu stehlen, zu neiden und zu töten. Der Durchschnitt der Laster gab dem heutigen nichts nach. Dagegen war das Leben ungleich härter, grausamer und ungerechter, weil der Pegel des allgemeinen Verstandes niedriger stand.

Versuchen wir nun, die dritte Stufe unserer Moral etwas näher zu beleuchten. Dieser dritte moralische Zustand umfasst alles, was sich von den Tugenden des gesunden Menschenverstandes, die zu unsrem körperlichen und geistigen Wohlbefinden notwendig sind, bis zum schrankenlosen Heroismus, zur vollkommenen Aufopferung, Güte, Liebe, Redlichkeit und Menschenwürde erhebt. Es steht fest, dass die Moral des gesunden Menschenverstandes, wiewohl sie nach gewissen Seiten, zum Beispiel nach der des Altruismus, noch ziemlich erweiterungsfähig ist, immer einen Mangel an Adel, Selbstlosigkeit und vor allem an ich weiss nicht welchen Fähigkeiten aufweisen wird, die sie in Beziehung zu dem unbestreitbaren Lebensmysterium setzen könnten.

Wenn unser gesunder Menschenverstand, wie wir annahmen, nur einer ganz geringen Anzahl von Erscheinungen, Wahrheiten und Naturgesetzen entspricht, wenn er uns in dieser Welt ziemlich traurig vereinsamt, so besitzen wir noch andere Fähigkeiten in uns, die mit dem Unbekannten im Weltall in wunderbarer Wechselbeziehung stehen und uns eigens verliehen scheinen, um dieses Un-

bekannte, wo nicht zu begreifen, so doch wenigstens anzuerkennen und sich ihm ahnend zu beugen; und diese Fähigkeiten sind die Phantasie und der mystische Gipfel unserer Vernunft. Was wir auch tun und reden, wir waren nie und sind auch heute noch nicht rein logische Tiere. Über dem denkenden Teil unseres Verstandes liegt ein anderer, der uns auf die grossen Überraschungen der Zukunft vorbereitet und die Ereignisse des Unbekannten erwartet. Dieser Teil unseres Geistes, den ich Phantasie oder mystischen Verstand nenne, ging uns in den Zeiten voraus, wo wir fast nichts von den Naturgesetzen wussten, griff unserer lückenhaften Kenntnis vor und hob unser moralisches, soziales und Gefühlsleben auf eine viel höhere Stufe als die dieser Wissenschaften. Jetzt, wo diese ein paar Schritte mehr in die Nacht getan haben, in diesem letzten Jahrhundert, wo mehr Chaos enträtselt worden ist als in tausend Jahrhunderten vorher, jetzt, wo unser materielles Dasein im Begriff scheint, Festigkeit und Sicherheit zu erlangen, — liegt da ein Grund vor, dass diese Fähigkeit aufhört, uns voranzugehen, oder ein Anlass, sie auf den Standpunkt des gesunden Menschenverstandes zurückzuschrauben? Lügen nicht im Gegenteil sehr gewichtige Gründe vor, sie anzutreiben, damit sie ihren normalen Abstand und ihren gewohnten Vorsprung wiedererlangt? Ist es recht, das Vertrauen in sie zu verlieren? Kann man sagen, sie hätte einen menschlichen Fortschritt verhindert? Vielleicht hat sie uns mehr als einmal irreführt, aber auf den Um-

wegen ihrer fruchtbaren Irrtümer, die uns zur Bewegung zwangen, haben wir mehr Wahrheiten entdeckt, als wenn wir uns mit dem gesunden Menschenverstand auf der Stelle gedreht hätten. Die schönsten Entdeckungen in der Biologie, Chemie, Medizin und Physik sind fast alle hervorgegangen aus Hypothesen, welche die Phantasie oder der mystische Verstand aufgestellt haben. Der gesunde Menschenverstand hat sie durch seine Erfahrung bestätigt, aber er hätte sie mit seinen engen Methoden nie gefunden.

In den exakten Wissenschaften, wo sie zuerst entthront werden müssten, nehmen die Phantasie und die mystische Vernunft einen Ehrenplatz ein. (Ich verstehe darunter jenen Teil unseres Verstandes, der sich über den gesunden Menschenverstand hinaus erstreckt, keine Schlüsse zieht und einen mächtigen und berechtigten Anteil an dem Zaudern und den Möglichkeiten des Unbekannten hat.) In der Ästhetik herrschen beide fast unbeschränkt. Warum ihnen also in der Moral, die eine Zwischenstellung zwischen Ästhetik und exakten Wissenschaften einnimmt, Schweigen gebieten? Man kann nicht leugnen: sobald sie dem gesunden Menschenverstand nicht mehr zu Hilfe kommen, sobald sie darauf verzichten, sein Werk zu Ende zu führen, sinkt der ganze Gipfel unserer Moral plötzlich zusammen. Von einer gewissen Grenze ab, die nur die Helden, die grossen Weisen, aber auch die Mehrzahl der einfachen Guten überschreiten, ist der ganze Gipfel unserer Moral nur das Produkt unserer Phantasie

und gehört der mystischen Vernunft an. Der Idealmensch im Sinne des aufgeklärtesten und weitblickendsten gesunden Menschenverstandes entspricht noch nicht, ja entspricht überhaupt nie dem Idealmenschen unserer Phantasie, welcher unendlich höher, hochherziger, edler, selbstloser, liebevoller, selbstverleugnender und fähiger zur Hingebung und zu notwendigen Opfern ist. Es fragt sich nur, welcher von beiden recht oder unrecht hat und welcher weiterzuleben verdient. Oder vielmehr, es fragt sich, ob uns irgend eine neue Tatsache zu dieser Frage berechtigt, und was uns erlaubt, die hohen Überlieferungen der menschlichen Moral in Frage zu stellen.

Wo finden wir diese neue Tatsache? Gibt es unter allen Offenbarungen der Wissenschaft eine einzige, die uns ermächtigt, das Ideal, das uns zum Beispiel Marc Aurel bedeutet, irgendwie einzuschränken? Erweckt das geringste Anzeichen, Indizium oder Vorgefühl den Verdacht, dass die Ideen, die bisher den Gerechten geleitet, eine andre Richtung genommen haben und dass der Weg zum Guten ein Irrweg ist? Welche Entdeckung mahnt uns, dass es Zeit ist, alles in unserm Gewissen zu zerstören, was über die strenggefasste Gerechtigkeit hinausgeht, d. i. alle jene namenlosen Tugenden, die über das hinaus, was zum sozialen Leben nötig ist, schwächlich erscheinen und die doch den einfachen Ehrenmann erst zum wahrhaften und tiefen Guten erheben?

Diese Tugenden, wird man uns antworten,

und eine Menge von anderen, die jederzeit den Duft der grossen Seelen gebildet haben, hätten sicherlich ihre Berechtigung in einer Welt, wo der Kampf ums Dasein nicht mehr so unerlässlich ist wie auf einem Planeten, dessen Artentwicklung noch nicht abgeschlossen ist. Einstweilen entwaffnen die meisten von ihnen den, der sie übt, dem gegenüber, der sie nicht übt. Sie hemmen die Entwicklung Derer, welche die Besten sein sollten, zugunsten der minder Guten. Sie setzen dem allgemeinen Lebensideal ein treffliches, aber rein menschliches Sonderideal entgegen, und dieses beschränkte Ideal ist von vornherein zum Unterliegen bestimmt.

Dieser Einwand ist nicht stichhaltig. Zunächst ist diese sogenannte Entdeckung des Kampfes ums Dasein, in dem man die Quelle einer neuen Moral sucht, nur eine Entdeckung von Worten. Es genügt nicht, einem unvordenklichen Gesetze einen ungewohnten Namen zu geben, um eine radikale Andersorientierung des menschlichen Ideals zu rechtfertigen. Der Kampf ums Dasein ist so alt wie unser Planet, und keine seiner Folgerungen erfährt dadurch eine Änderung, keines seiner Rätsel ist dadurch gelöst worden, dass man sich eines Tages seiner bewusst zu werden glaubte, indem man ihm einen Namen beilegte, den eine Laune des Wortschatzes in fünfzig Jahren vielleicht schon ändert. Ferner muss man das eine zugestehen: wenn diese Tugenden uns denen gegenüber, die sie nicht kennen, entwaffnen, so geschieht dies nur in recht armseligen Kämpfen. Gewiss wird der zu

Gewissenhafte vom Gewissenlosen übervorteilt; der zu Liebreiche und Nachsichtige, zu Hingebende wird unter dem Leiden, der es minder ist; aber kann man dies einen Sieg des letzteren über den ersteren nennen? Inwiefern berührt diese Niederlage das tiefste Leben des Besseren? Er wird ein paar materielle Vorteile einbüßen; aber seine Einbusse wäre viel grösser, wenn er das ganze Gebiet jenseits der Moral des gesunden Menschenverstandes brach liegen liesse. Wer sein Empfindungsvermögen bereichert, der bereichert auch seinen Verstand, und dies sind die eigentlich menschlichen Kräfte, welche doch schliesslich das letzte Wort behalten.

Zudem, wenn einige allgemeine Gedanken aus dem Chaos der Halbbentdeckungen und Halbwahrheiten emportauchen, die durch den Geist des modernen Menschen schwirren: bestätigt nicht gerade einer dieser Gedanken, dass die Natur jeder Gattung von Lebewesen alle Instinkte verliehen hat, die zur Erfüllung ihrer Aufgabe vonnöten sind? Und hat sie nicht jederzeit ein moralisches Ideal in uns gelegt, das beim unkultiviertesten Urmenschen wie beim verfeinertsten Kulturmenschen einen merklich gleichen proportionellen Vorsprung vor den Schlussfolgerungen des gesunden Menschenverstandes behält? Ist der Wilde, genau wie der Kulturmensch in einer höheren Sphäre, nicht meist ungleich hochherziger, redlicher und zuverlässiger als sein Vorteil und die Erfahrungen seines elenden Daseins es ihm anraten? Danken wir es nicht

diesem instinktiven Ideal, wenn in unserer Umgebung trotz dem praktischen Übergewicht des Bösen, das durch die harten Notwendigkeiten des Daseins entschuldigt wird, die Idee des Guten und Gerechten immer mächtiger herrscht, und das öffentliche Gewissen, welches die allgemeine und greifbare Form dieser Idee ist, immer allmächtiger und selbstbewusster wird? Und steht nicht aus dem gleichen Grunde die Moral der Menge (z. B. im Theater) unendlich höher als die Moral der Einzelindividuen, aus denen sie besteht?

Es wäre gut, wenn wir uns über die Rechte unserer Instinkte ein für allemal klar würden. Wir gestatten nicht mehr, die Rechte irgendwelcher niederer Instinkte anzutasten. Wir wissen sie zu rechtfertigen und zu adeln, indem wir sie an irgend ein grosses Weltgesetz anknüpfen. Warum sollten da gewisse hohe Instinkte, die ebenso unbestreitbar sind, wie die am Boden unserer Sinne kriechenden, nicht die gleichen Vorrechte geniessen? Sollten sie verleugnet, verdächtigt oder als Chimären behandelt werden, nur weil sie nicht an zwei oder drei elementare Notwendigkeiten des animalischen Lebens gebunden sind? Ist es nicht wahrscheinlich, dass sie von dem Augenblick an, wo sie bestehen, zur Erfüllung eines Geschickes, von dem wir in Unkenntnis seines Zieles nicht wissen, was ihm frommt oder schadet, ebenso unerlässlich sind wie die andern? Und ist es somit nicht die Pflicht unseres gesunden Menschenverstandes, ihres Erbfeindes, ihnen zu helfen, sie zu ermutigen und

sich endlich einzugestehen, dass gewisse Teile unseres Lebens sich seiner Botmässigkeit entziehen?

Wir müssen vor allem darnach trachten, die spezifischen Charaktereigenschaften der Klasse von Lebewesen zu entwickeln, der wir angehören, insbesondere die, welche uns am meisten von allen Erscheinungen der Umwelt unterscheiden. Unter diesen Eigenschaften aber ragt unser moralisches Streben vielleicht noch mehr hervor als unser Verstand. Einesteils entspringt es ja zwar unserem Verstande, aber andererseits ist es ihm jederzeit vorausgegangen und ist unabhängig von ihm erschienen; und da es in ihm keine sichtbaren Wurzeln fand, hat es wo anders, einerlei wo, namentlich aber in den Religionen, nach Erklärungen für jenen geheimnisvollen Instinkt gesucht, der es immer weiter trieb. Heute, wo die Religionen nichts mehr erklären, bleibt diese Tatsache doch bestehen; und ich glaube nicht, dass wir das Recht haben, mit einem Federstrich einen Teil unseres Innenlebens zu unterdrücken, nur um den Denkorganen unseres Begriffsvermögens eine Genugtuung zu geben. Überdies hängt im Mysterium der menschlichen Instinkte, Fähigkeiten und Strebungen alles zusammen und stützt sich gegenseitig, selbst wo es sich zu befinden scheint. Unser Verstand zieht unmittelbaren Nutzen aus den Opfern, die er der Phantasie bringt, wenn diese ein Ideal nährt, das er mit den Realitäten des Lebens nicht im Einklang findet. Unser Verstand ist seit einiger Zeit nur allzu geneigt, sich selbst für ausreichend zu halten.

Und doch bedarf er, um im Leben zu wachsen und zu blühen, aller unserer Kräfte, aller unserer Gefühle und Leidenschaften, all unsres Unbewussten, alles dessen, was auf seiner Seite steht, wie alles dessen, was ihm die Stirn bietet. Und die Nahrung, die ihm mehr als alles andere vonnöten ist, das sind die grossen Besorgnisse, die schweren Leiden und edlen Freuden unseres Herzens. Sie sind für ihn wirklich, was der Regen für die Lilien oder der Morgentau für die Rosen ist. Es ist ihm gut, wenn er lernt, sich zu beugen und schweigend vorüberzugehen vor gewissen Wünschen und Träumen dieses Herzens, das er nicht immer versteht und das doch ein Licht birgt, das ihn mehr denn einmal zu Wahrheiten geführt hat, die er an den Grenzen seines Denkens umsonst suchte.

Wir sind ein unteilbares geistiges Ganzes, und nur zur Erleichterung des Ausdrucks dürfen wir die Gedanken unseres Verstandes, wenn wir sie erforschen, von den Leidenschaften und Gefühlen unseres Herzens trennen.

Jedermann ist mehr oder minder das Opfer dieser illusorischen Teilung. In seiner Jugend sagt man sich, man werde klarer sehen, wenn das Alter heran ist. Man wähnt, dass selbst die hochherzigsten Leidenschaften das Denken trüben und verschleiern, und fragt sich im Gefühl ich weiss nicht welcher Hoffnung, wie weit dieses Denken wohl dringen wird, sobald es über die Träume des Herzens und die beruhigten Sinne die Alleinherrschaft führt. Und wenn das Alter kommt, ist der Verstand klar,

aber er hat keinen Gegenstand mehr. Er hat nichts mehr zu tun und arbeitet im Leeren. Und so können wir auf den Gebieten, wo die Resultate dieser Teilung am sinnfälligsten sind, im allgemeinen feststellen, dass die Werke des Alters nicht soviel wert sind wie die Jugendwerke oder die des reifen Mannesalters, obwohl ihr Schöpfer dann noch weit weniger Erfahrung besitzt und weit weniger weiss; aber er hat die geheimnisvollen Kräfte, die dem Verstand fremd sind, dann noch nicht in sich erstickt.

Fragt man uns nun aber nach den Geboten dieser hohen Moral, von der wir bisher nur sprachen, ohne sie zu definieren, so werden wir antworten: sie setzt mehr einen Seelen- oder Herzenszustand als einen festen Kodex von Vorschriften voraus. Ihr Wesen liegt in dem aufrichtigen und starken Willen, ein mächtiges Ideal von Liebe und Gerechtigkeit in uns zu schaffen, das sich stets über dasjenige erhebt, welches die geklärtesten und hochherzigsten Teile unseres Verstandes zu schaffen vermögen. Man könnte da tausend Beispiele anführen. Ich wähle nur eines, das im Mittelpunkt aller unserer Besorgnisse steht und neben dem alles übrige belanglos ist; ja wenn wir derart von hoher und edler Moral und von vollkommener Tugend reden, so ruft es uns wie Schuldige plötzlich an: „Und die Ungerechtigkeit, in der Ihr lebt, wann werdet Ihr der ein Ende setzen?“

Ja, wir alle, die mehr als andre besitzen, wir, die wir mehr oder minder reich zu nennen sind im

Vergleich zu Denen, die ganz arm sind, wir leben inmitten einer Ungerechtigkeit, die tiefer ist als die, welche aus dem Missbrauch der rohen Gewalt entspringt, denn wir missbrauchen eine Macht, die nicht einmal wirklich ist. Unser Verstand beklagt diese Ungerechtigkeit, erklärt und entschuldigt sie aber und stellt sie als unabänderlich hin. Er beweist uns, dass es uns unmöglich ist, das wirksame und rasche Mittel, das unser Gerechtigkeitsinn sucht, dagegen anzuwenden, dass jedes allzu radikale Mittel zu noch grausameren und trostloseren Misständen führen würde als die, denen es abhelfen soll; er beweist uns endlich, dass diese Ungerechtigkeit eine organische Wesensbedingung alles Naturgeschehens ist. Unser Verstand hat vielleicht recht; was aber viel tiefer und viel sicherer recht hat, das ist unser Gerechtigkeits-Ideal, das ihm unrecht gibt. Selbst wenn es nicht zur Verwirklichung kommt, so ist es doch gut, dass dies Ideal uns, wo nicht für die Gegenwart, so doch für die Zukunft, jene Ungerechtigkeit recht fühlbar macht; und wenn es keine Entsagung, keine heroischen Opfer mehr zeitigt, so ist es darum doch nicht weniger edel oder weniger gewiss, als das Ideal der besten Religionen, sondern es verspricht nur keinen anderen Lohn als den der erfüllten Pflicht, und dies ist der Lohn, wie ihn einige Helden bisher verstanden haben und wie ihm die grossen Vorgefühle, die jenseits unseres Verstandes wirken, uns begreiflich machen möchten.

105 Im Grunde haben wir so wenige Vorschriften nötig. Vielleicht drei bis vier, höchstens fünf bis

sechs, die ein Kind uns geben könnte. Auf ihr Verständnis kommt es vor allem an, denn „Verstehen“, so wie wir es meinen, ist gewöhnlich kaum die erste Lebensregung einer Idee. Wenn dies genüge, wäre jeder Verstand und jeder Charakter dem andern gleich; denn jeder Mensch, auch der beschränkteste, vermag in diesem ursprünglichen Sinne alles zu verstehen, was man ihm mit genügender Deutlichkeit erklärt. Es gibt sovielen Arten und sovielen Schattierungen in den Arten, wie man eine Wahrheit auffasst, als es Geister gibt, die zu verstehen wähen. Wenn ich z. B. einem klugen, aber eitlen Menschen klar mache, was an seiner Eitelkeit kindisch ist, oder einem Gewissensregungen zugänglichen Egoisten, was an seinem Egoismus über das Mass hinausgeht und hassenswert ist, so werden sie dies gern zugeben, ja meine Worte noch verschärfen. Sie haben mich also zweifelsohne verstanden, aber es ist so gut wie sicher, dass sie fortfahren werden zu handeln, als ob auch nicht ein Zipfel jener eben zugegebenen Wahrheit ihr Hirn gestreift hätte. Dagegen werden diese Wahrheiten eines Abends unter den gleichen Worten bei einem andern einkehren und plötzlich durch seine Gedanken hindurch bis auf den Grund seines Herzens dringen, sein ganzes Dasein umgestalten und alle Achsen, alle Hebel, alle Freuden und Trübsale, alle Ziele seines Wirkens verschieben. Er hat den Sinn des Wortes „Verstehen“ verstanden; denn wir können uns nur dann schmeicheln, eine Wahrheit verstanden zu haben, wenn wir nicht anders können, als unser ganzes Leben nach ihr zu gestalten.

Um jedoch auf unsern Grundgedanken zurückzukommen und ihn zusammenzufassen, so müssen wir die Notwendigkeit einsehen, das Gleichgewicht zwischen dem, was wir den gesunden Menschenverstand nannten, und den anderen Fähigkeiten und Gefühlen unseres Leben aufrecht zu erhalten. Im Gegensatz zu früheren Zeiten wird heute nur zu geneigt, dies Gleichgewicht zugunsten des gesunden Menschenverstandes aufzugeben. Gewiss hat dieser gesunde Menschenverstand heutzutage das Recht, alles, was ihm andre Kräfte zuführen, alles, was über die praktischen Schlussfolgerungen seines Denkvermögens hinausgeht, strenger als je zu überwachen; aber er kann diese Kräfte nur dann an ihrer Wirksamkeit hindern, wenn er gewiss ist, dass sie sich täuschen; und er schuldet es sich und seiner Selbstachtung, diese Gewissheit immer strenger zu fassen. Wenn er nun z. B. die Überzeugung gewonnen haben mag, dass diese Kräfte sich irrten, indem sie die Mehrzahl der sich in ihnen manifestierenden Erscheinungen auf einen göttlichen Willen, auf bestimmte göttliche Gebote zurückführten, wenn er somit die Pflicht hat, die durch diesen Grundirrtum bedingten Begleitirrtümer richtigzustellen und z. B. aus unserm Moralideal eine Menge von unfruchtbaren und gefährlichen Tugenden auszumerzen, so kann er doch nicht leugnen, dass die nämlichen Erscheinungen weiter bestehen, sei es, dass sie von einem höheren Instinkt herrühren, vom Leben der Art, das in uns ungleich mächtiger ist, als das individuelle Leben, oder von irgend einer andern unerkennbaren Quelle.

Jedenfalls kann er sie nicht als Chimären behandeln, denn sonst läge die Frage nahe, ob dieser höchste Richter, den der Genius der Natur und die unerforschlichen Weltgesetze auf allen Seiten überholen und widerlegen, nicht viel phantastischer ist als alle Chimären, die er zu vernichten trachtet.

Bei allem, was unser moralisches Leben betrifft, bleibt uns noch die Wahl zwischen mehreren Chimären, was selbst der gesunde Menschenverstand, d. h. der wissenschaftliche Geist, zugeben muss. Wo aber Chimären gegen Chimären stehen, wollen wir lieber die hohen als die niederen zu den unsern machen. Die ersteren verhalfen uns alles in allem genommen dahin, wo wir jetzt stehen, und wenn man unsern Ausgangspunkt ansieht, die schreckliche Höhle des Urmenschen, so sind wir ihnen etlichen Dank schuldig. Die zweiten, die der Niederungen des gesunden Menschenverstandes, haben ihre Beweise bis jetzt nur dann erbracht, wenn sie von den ersteren begleitet und unterstützt wurden. Sie sind noch nie allein gegangen. Sie tun jetzt ihre ersten Schritte in die Nacht. Sie führen uns, sagen sie, zu einem regelmässigen, gesicherten, massvollen, genau abgewogenen Glück, zur Eroberung der Materie. Gewiss liegt ihnen diese Aufgabe ob, aber sie sollen nicht behaupten, dass man, um zu ihnen zu gelangen, alles das als unnötigen Ballast über Bord werfen müsse, was bisher die heroische, sorgenvolle, unermüdliche und wagemutige Energie unseres Bewusstseins ausmachte.

Man lasse uns einige Luxustugenden und gebe unseren brüderlichen Gefühlen etwas Raum. Möglich, dass diese Gefühle und Tugenden, die für den Gerechten von heute nicht absolut unerlässlich sind, die Wurzeln alles dessen bilden, was sich entfalten wird, wenn der Mensch den härtesten Abschnitt des „Kampfes ums Dasein“ zurückgelegt haben wird. Wir müssen auch einige überschüssige Tugenden in Bereitschaft halten, zum Ersatz für die, welche wir als unnütz fallen lassen; denn unser Bewusstsein bedarf der Übung und Nahrung. Wir haben bereits manchen alten Zwang abgetan, der gewiss schädlich war, jedoch wenigstens unser Innenleben in Tätigkeit erhielt. Wir sind nicht mehr keusch, seit wir eingesehen haben, dass der Gattungstrieb, der seit zwei Jahrtausenden in Acht und Bann war, berechtigt und natürlich ist. Wir gehen nicht mehr auf Entsagung, Abtötung und Aufopferung aus, wir sind nicht mehr geistlich arm und demütigen Herzens. Das alles ist sehr berechtigt, weil diese Tugenden von einer absterbenden Religion abhingen, aber es ist nicht gut, dass der Platz leer bleibt. Unser Ideal fordert keine Asketen, Märtyrer und Jungfrauen mehr, aber obwohl es einen andern Weg einschlägt, muss die nämliche Kraft, die jene beseelte, ungeschmälert bleiben; denn sie ist notwendig für jeden, der über die einfache Gerechtigkeit hinausstrebt. Jenseits dieser einfachen Gerechtigkeit beginnt die Moral der auf die Zukunft Bauenden. In diesem vielleicht märchenhaften, aber nicht rein chimärischen Teil unseres Bewusstseins müssen wir heimisch werden und

uns wohlfühlen. Noch ist es klug, sich zu überreden, dass wir dabei nicht zu kurz kommen.

Der gute Wille der Menschen ist erstaunlich. Sie sind bereit, allen Rechten zu entsagen, die sie für unerlässlich hielten, alle ihre Träume und Glückshoffnungen aufzugeben. Wie viele unter ihnen haben bereits ohne Verzweiflung ihre Jenseitshoffnungen begraben! Sie willigen ohne weiteres darein, dass ihre Geschlechter sich folgen, ohne Ziel und Aufgabe, ohne Horizont und Zukunft, wenn dies der sichere Weltwille ist. Die Energie und der Stolz unseres Bewusstseins werden sich in dieser Einwilligung und Zustimmung zum letzten Mal kundgeben. Aber ehe wir so weit kommen, ehe wir so kläglich abdanken, gebührt es sich, Beweise zu verlangen, und bis jetzt wenden sich diese Beweise anscheinend gegen die, welche sie beibringen. Jedenfalls ist noch nichts entschieden und die Angelegenheit ist noch in der Schwebelage. Die, welche uns versichern, das alte Moralideal müsse verschwinden, weil die Religionen verschwinden, täuschen sich seltsam. Nicht die Religionen schufen dies Ideal, sondern dieses Ideal schuf die Religionen. Wenn diese letzteren ableben und verschwinden, so bleibt doch ihre Quelle bestehen und sucht sich einen andern Lauf. Im ganzen genommen und von einigen künstlichen Schmarotzertugenden abgesehen, die man im Verlauf der meisten Kulte über Bord wirft, ist noch nichts zu ändern an unserm alten arischen Ideal der Gerechtigkeit und Besonnenheit, des Mutes, der Güte und der Ehre. Wir müssen

ihm vielmehr wieder näher kommen, es fester umfassen und energischer in die Tat umsetzen, und ehe wir es überholt haben werden, liegt noch ein langer und edler Weg vor uns unter den Sternen.

III





NEBEN UNSERN GEISTIGEN RÜCK-
sichten müssen wir bisweilen auch
unseres Körpers gedenken, insonder-
heit der Übungen, die seine Kraft
und Geschicklichkeit mehren und uns
zu einem schönen, gesunden, furcht-
gebietenden Tiere machen, das bereit ist, allen
Anforderungen des Lebens die Stirn zu bieten.

In dieser Hinsicht war ich in meinem Aufsatz
„Das Lob des Degens“⁷ ziemlich ungerecht gegen
die einzige spezifische Waffe, die uns die Natur
verliehen hat: ich meine die Faust. Diese Un-
gerechtigkeit möchte ich hier wieder gutmachen.

Faust und Degen ergänzen sich und können so-
zusagen sehr gut miteinander auskommen. Aber
der Degen ist nur eine Ausnahmewaffe, eine
ultima et sacra ratio, oder sollte es doch
sein. Man müsste ihn nur unter feierlichen Vor-
sichtsmassregeln anwenden, unter einem Zeremo-
niell wie bei Prozessen, die mit einem Todesurteil
enden können. Die Faust hingegen ist die Waffe

des Alltags, die eigentliche menschliche Waffe, die einzige, die dem Schmerzempfinden, der Widerstandskraft, der Angriffs- und Verteidigungsfähigkeit unseres Körpers organisch angepasst ist.

Denn wenn wir über uns nachdenken, finden wir, dass wir zur Eitelkeit keinen Grund haben: wir müssen uns unter die ungeschütztsten, gebrechlichsten, verletzlichsten und kraftlosesten Kreaturen rechnen. Vergleichen wir uns zum Beispiel mit den Insekten, die mit so furchtbaren Angriffswaffen ausgerüstet und so phantastisch gepanzert sind! Da ist die Ameise, die man mit dem Zehn- bis Zwanzigtausenfachen ihres Körpergewichtes belasten kann, ohne dass es sie zu belästigen scheint. Da ist der Maikäfer, der am wenigsten kräftige unter den Hornflüglern: man wiege nur, was er tragen kann, ohne dass seine Leibesringe knacken und der Schild seiner Flügeldecken nachgibt! Vollends die Widerstandskraft der Schnecke ist grenzenlos. Ihnen gegenüber sind wir und die Mehrzahl der Säugetiere ungefestigte Wesen, Mollusken, die der Urzelle noch ganz nahe stehen. Einzig unser Skelett, das gleichsam die Skizze unserer endgültigen Form bildet, besitzt etwas mehr Widerstandskraft. Aber wie kläglich ist dieses Skelett! Man möchte sagen, ein Kind hat es gemacht. Man betrachte nur unser Rückgrat, die Grundlage des ganzen Knochengerüstes, dessen schlecht ineinanderggefügte Wirbel nur wie durch ein Wunder zusammenhalten, oder unseren Brustkasten, der nur eine Reihe von heiklen Organen enthält, die man

kaum mit den Fingerspitzen anzurühren wagt! Und gegen diese weiche und unzusammenhängende Maschine, die (soweit es auf den äusseren Schutz ankommt) ein fehlgeschlagener Versuch der Natur zu sein scheint, haben wir Waffen erfunden, die uns selbst dann zu töten vermöchten, wenn wir den fabelhaften Panzer, die wunderbare Kraft und die unglaubliche Lebensenergie der unverwundbarsten Insekten besässen! Es ist dies, wie man zugeben muss, eine höchst sonderbare Verirrung, ein uralter Wahn des Menschengeschlechts, der, weit entfernt, zu schwinden, im Gegenteil jeden Tag zunimmt. Wenn wir die Logik der Natur befolgen würden, wie alle anderen Arten von Lebewesen, so müssten wir, wenn es uns auch verstattet ist, gegen unsere Feinde aus anderen Arten ausserordentliche Waffen zu gebrauchen, gegen unseres Gleichen doch nur solche Angriffs- und Verteidigungsmittel benutzen, die uns unser eigener Körper bietet. Wenn die Menschheit sich strikt an den deutlichen Willen der Natur hielte, so würde die Faust, die für den Menschen das gleiche bedeutet wie die Hörner für den Stier und die Tatze für den Löwen, allen unseren Bedürfnissen nach Sicherheit, Gerechtigkeit und Rache genügen. Eine klügere Rasse würde jede andere Kampfweise verbieten und als un-sühnbares Verbrechen gegen die Wesensgesetze der Art ahnden; und auf diese Weise würde nach Verlauf einiger Generationen Respekt vor dem Menschenleben herrschen. Und welche prompte Auslese, ganz im Sinne des Naturwillens, würde die intensive Pflege des Faustkampfes zur Folge

haben, wenn in ihm alle Hoffnungen auf Kriegeruhm gipfelten! Die Auslese aber ist doch alles in allem die einzige wirkliche Hauptsache, um die wir uns zu kümmern haben, die erste, umfangreichste und ewigste unserer Pflichten gegen unser Geschlecht.

Inzwischen gibt uns ein Blick auf den Faustkampf eine ausgezeichnete Lehre, bescheiden zu sein; wir erkennen, dass wir einige unserer wertvollsten Naturgaben in beunruhigender Weise verkümmern liessen. Wir werden inne, dass wir in allem, was den Gebrauch unserer Glieder, ihre Gewandtheit und Behendigkeit, ihre Muskelkraft und Fähigkeit Schmerz zu ertragen betrifft, fast auf die unterste Stufe der Säugetiere oder Frösche herabgesunken sind. Der Schlag des Pferdes mit dem Hufe, der Stoss des Stieres mit den Hörnern, der Biss des Hundes sind mechanisch und anatomisch etwas Vollkommenes, und kein Rat der Weisen könnte den instinktiven Gebrauch dieser Naturwaffen verbessern. Doch wir Menschen, die hochmütigsten unter den höheren Tieren, vermögen keinen Faustschlag zu geben. Wir wissen nicht einmal genau, welches die Waffe unserer Art ist, und ehe uns ein Lehrer mühselig und methodisch darin unterwiesen hat, wie wir die Kraft, die in unserer Schulter und in unseren Armen ruht, zur Anwendung bringen und zusammenfassen sollen, sind wir in völliger Unwissenheit darüber. Man sehe sich doch nur zwei Fuhrleute oder Bauern an, die handgemein werden! Nichts ist kläglicher als dieses Schauspiel. Nachdem sie den Streit mit einem reichlichen Hagel von Schimpfreden und Drohungen in die Länge gezogen

haben, packen sie sich an den Haaren und an der Gurgel, stossen sich aufs Geratewohl mit Füssen und Knien, beissen und kratzen sich und stehen in ihrer wütenden Verstrickung schliesslich unbeweglich, ohne dass sie sich loszulassen wagten. Gelingt es dann einem von beiden, den Arm freizubekommen, so schlägt er blindlings darauf los und oft ins Leere, mit kleinen, hastigen, unfreien, täppischen Schlägen, und der Kampf hätte nie ein Ende, wenn nicht schliesslich das verräterische Messer gezückt würde.

Dagegen betrachte man zwei Boxer! Kein unnötiges Wort, keine Unsicherheit, sondern bei beiden die Ruhe in der Gewissheit, was zu tun ist. Die athletische Stellung des Wartens, eine der schönsten des männlichen Körpers, bringt alle Muskeln des Körpers mit Naturnotwendigkeit zur Geltung. Kein Kraftteilchen vom Kopf bis zu den Füssen kann sich verlieren. Jedes hat seinen Pol in einer der beiden klobigen, kraftstrotzenden Fäuste. Und welch edle Einfachheit im Angriff! Drei Schläge und nicht mehr, die Früchte einer hundertjährigen Erfahrung, erschöpfen mathematisch die tausend unnützen Möglichkeiten, in denen sich der Laie ergeht. Drei zusammenfassende, unwiderstehliche, nicht mehr zu vervollkommnende Schläge — und sobald einer der Gegner fest getroffen ist, hat der Kampf ein Ende, zur völligen Genugtuung des Siegers, dessen Sieg so vollständig ist, dass er kein Gelüsten hegt, ihn zu missbrauchen, und ohne gefährliche Schädigung des Unterlegenen, der einfach zur Ohnmacht und Bewusstlosigkeit verurteilt ist, bis die erste Glut der Rachsucht verflög. Bald

danach wird er sich ohne dauernden Schaden wieder erheben, denn die Widerstandskraft seiner Knochen und Glieder steht in genauem und natürlichem Verhältnis zur Kraft der menschlichen Waffe, die ihn getroffen und niedergeschlagen hat.

Es mag paradox klingen, und doch ist es leicht zu beweisen, dass die Kunst des Boxens, wo sie allgemein geübt und gepflegt wird, zum Unterpfande des Friedens und der Verträglichkeit wird. Unsere nervöse Angriffslust, unser lauernder Argwohn, unser fortwährendes auf dem Qui-vive sitzen, in dem sich unsere misstrauische Eitelkeit verzehrt: alles dies entspringt im Grunde dem Gefühl unserer Ohnmacht und körperlichen Minderwertigkeit, die sich nach Kräften abmühen, den oft groben, ungerechten und böswilligen Menschen unserer Umgebung durch eine stolze und gereizte Maske zu imponieren. Je wehrloser wir uns gegen eine Kränkung fühlen, desto mehr quält uns der Wunsch, den anderen zu beweisen und uns selbst zu überreden, dass uns niemand ungestraft verletzen darf. Das Ehrgefühl ist um so kitzlicher und unverträglich, je ängstlicher in dem Körper, der die Schläge bekommen wird, der erschrockene Instinkt sich zusammenkauert und fragt, wie sein Angriff ausfallen wird. Was wird dieser arme, vorsichtige Instinkt tun, wenn die Dinge schlimm enden? Auf ihn kommt es in der Stunde der Gefahr an, ihm liegt die Sorge für Angriff und Verteidigung ob. Aber im Alltagsleben hat man ihn so oft von allen Händeln und letzten Entscheidungen ferngehalten, dass er, bei

Namen gerufen, aus seinem Schlupfwinkel hervorkommt wie ein gealterter Gefangener, den das Tageslicht blendet. Was wird er tun? Wohin wird er treffen? Auf Augen, Bauch, Nase, Schläfen, Brust? Und mit welcher Waffe? Mit Füßen, Zähnen, Fäusten, Ellenbogen, Nägeln? Er weiss es nicht. Er irrt in seiner armen Behausung umher, die man verunglimpfen will, und während er in seiner Betörtheit Mut, Stolz, Eitelkeit und Eigenliebe herbeizerzt, vergiften diese stolzen, aber unverantwortlichen hohen Herren den widerspenstigen Streit, und er endigt zuletzt nach zahllosen grotesken Zwischenfällen mit dem plumpen Austausch von lauten, blinden, zwitterhaften, weinerlichen, kläglichen, kindischen und unendlich ohnmächtigen Schlägen.

Wer hingegen den Quell der Gerechtigkeit in seinen beiden geballten Fäusten kennt, braucht sich nichts einzureden. Er weiss ein für allemal Bescheid. Die Langmütigkeit entspriesst gleich einer friedlichen Blume seinem idealen, aber gewissen Siege, und die gröblichste Beleidigung kann sein nachsichtiges Lächeln nicht trüben. Er wartet ruhig die erste Handgreiflichkeit ab und kann jedem, der ihn beleidigt, ruhig sagen: „Bis hierher und nicht weiter!“ Ein einziger Schlag im geeigneten Augenblick, und die Unverschämtheit bleibt unausgesprochen. Doch wozu den Schlag führen? Man denkt nicht einmal mehr daran, so sicher ist man seiner Wirkung. Und mit dem Gefühl der Scham, ein wehrloses Kind zu schlagen, entschliesst man sich nur im äussersten Notfall endlich, die Herrenfaust zu allzu leichtem Siege gegen den Unkundigen zu erheben.



WIE SICH LEICHT FESTSTELLEN lässt, ist das Reich der Poesie, das seit dem endgültigen Verlust der grossen, aber unbewohnten Provinzen der epischen Dichtung keine Einbusse mehr erlitten hatte, in der letzten Zeit, insonderheit seit der grossen romantischen Periode, nach und nach zusammengeschrumpft und umfasst heute nur noch ein paar kleine, vereinzelte Städte in den Bergen. Dort wird die Poesie wahrscheinlich lebendig und unbezwinglich bleiben und an Reinheit und Intensität gewinnen, was sie an Ausdehnung und Fülle verloren hat. Sie wird sich dort vielleicht ihres didaktischen, beschreibenden und erzählenden Schmuckes entkleiden, um nur noch ganz sie selbst zu sein, das heisst die einzige Stimme, die uns offenbaren kann, was die Stille uns verbirgt, was das menschliche Wort nicht mehr sagt und was die Musik noch nicht ausdrückt.

Es wird stets eine lyrische Poesie geben; sie ist unsterblich, denn sie ist notwendig. Aber welches Geschick harret in der Zukunft und selbst in der Gegenwart — nicht des Dramatikers, wohl aber des tragischen Dichters im eigentlichen Sinne, der danach strebt, seinen Werken einen gewissen lyrischen Grundton zu wahren, indem er Dinge darstellt, die schöner und grösser sind als das wirkliche Leben?

Es steht fest, dass die lyrische Tragödie der Griechen, die klassische Tragödie Corneilles und Racines, das deutsche klassische Drama und die Tragödie Victor Hugos aus Quellen schöpfen, die endgültig versiegt sind. Das grosse soziale Massendrama, in dem man eine neue und unerschöpfliche Quelle entdeckt zu haben meinte, hat bisher nur ziemlich mässige Ergebnisse gezeitigt. Und die neuen Mysterien unseres modernen Lebens, die alle andren verdrängt haben und in deren Bereich Ibsen einige Ausgrabungen versucht hat, sind noch zu kurze Zeit in direkter Berührung mit den Menschen, um die Worte und Handlungen der dramatischen Figuren aufzusteigern und sichtlich zu beherrschen. Und doch ist es unleugbar — und der poetische Instinkt der Menschheit hat es stets geahnt —, dass ein Drama nur dann wirklich wahr ist, wenn es grösser und schöner ist als die Wirklichkeit.

Warten wir indessen ab, nach welcher Richtung die Dichter die Schritte lenken werden, und betrachten wir inzwischen eines der berühmtesten

Vorbilder jener Dramen, welche die Wirklichkeit aufsteigern, ohne sie zu fälschen, eines jener seltenen Beispiele, das noch nach drei Jahrhunderten frisch und lebendig bleibt in allen seinen Teilen — ich meine Shakespeares „König Lear“.

Man kann wohl behaupten, sagte ich kürzlich einmal — und ich übertrieb etwas, wie es nicht anders möglich ist in dem leichten und köstlichen Fieber, das alle Bewunderer Shakespeares ergreift, sobald eines seiner Meisterwerke wieder aufersteht — man kann wohl sagen, dass „König Lear“, wenn man die Literaturen aller Zeiten und Länder durchgeht, das stärkste, grösste, erschütterndste und dramatischste Stück ist, das je geschrieben worden. Wenn die Bewohner eines anderen Planeten uns fragten, welches das repräsentative und synthetische Stück, das eigentlich typische Drama des irdischen Theaters ist, dasjenige, welches das Ideal der höchsten Bühnenkunst am vollständigsten verwirklicht, so bin ich sicher, dass die besten Kunstrichter, nachdem sie alle Dichter der Erde durchberaten haben, einstimmig den „König Lear“ angeben würden. Für sie fielen nur zwei oder drei Meisterwerke des griechischen Theaters noch einen Augenblick in die Wage, denn im Grunde ist Shakespeare nur mit sich selbst vergleichbar, mit dem andren Wunder seines Genius, der Hamlettragödie.

Prometheus“, „die Orestie“, „König Ödipus“ sind wunderbare, vereinzelte Bäume im Vergleich zu dem Wunderwald des „König Lear“. Gewiss besitzt „Lear“ weniger Klarheit, weniger sichtbare Har-

monie, weniger reine Linien und Vollendung im landläufigen Wortsinn; seine Fehler sind sogar ebenso gewaltig wie seine Vorzüge; aber trotzdem übertrifft er sie alle durch die Zahl, die Wucht, die Gedrungenheit, Seltsamkeit, Beweglichkeit und wunderbare Fülle von tragischen Schönheiten. Gewiss darf man den Gesamtwert eines Kunstwerkes nicht nach Gewicht und Volumen abschätzen, und die Grösse einer Statue steht nicht in notwendigem Zusammenhang mit ihrem ästhetischen Wert. Trotzdem werden der Lebensnerv und die Eigenart einer Statue unstreitig gehoben durch Reichtum, Mannigfaltigkeit und Grösse der Darstellung, und eine lebensgrosse Statue in ruhiger Haltung gelingt leichter als eine Gruppe von zwanzig überlebensgrossen Figuren in leidenschaftlicher und gleich mächtiger Bewegung. Es ist leichter, einen starken tragischen Einakter zu schreiben, worin drei bis vier Personen auftreten, als eine fünftaktige Tragödie, worin ein ganzes Volk vorkommt, und worin die Tragik und Gewalt fünfmal länger auf gleicher Höhe bleiben müssen. Aber gegen „Lear“ sind die gewaltigsten griechischen Dramen nur Einakter.

Mit „Hamlet“ verglichen, erscheint der Gedanke im „Lear“ freilich nicht so tätig, zugespitzt, tief und bebend, noch so prophetisch. Aber um wieviel scheint dafür der Wurf des Stückes energischer, massiver und hinreissender! Einige Lichtgarben und Strahlen auf der Terrasse von Helsingfors fallen einen Augenblick gleich Lichtern aus einer anderen Welt auf das undurchdringliche Dunkel.

Aber hier erleuchtet eine Flammen- und Rauchsäule beständig und gleichmässig ein ganzes Stück Nacht. Die Fabel ist einfacher und menschlich allgemeiner, die Farbe eintöniger, aber majestätischer und harmonischer in ihrem Prangen, die Gewalt des Stückes dauernder und grösser, die lyrische Stimmung geschlossener, überströmender und halluzinatorischer und doch auch natürlicher, der Wirklichkeit des Alltags näher und menschlich-rührender, weil sie nicht aus einem Gedanken, sondern aus einer Leidenschaft entspringt, weil die Fabel, wenn auch nur in der Ausnahme, doch überall möglich ist und keines metaphysischen Helden wie Hamlet benötigt, weil sie die ursprüngliche und fast unveränderliche Menschenseele unmittelbar darstellt.

Hamlet“, „Macbeth“, „Prometheus“, „die Orestie“, „Ödipus“ gehören einer Dichtungsgattung an, die von grösserer Erhabenheit ist, als die übrigen, weil sie sich gleichsam auf einem heiligen Gebirge abspielen, das ein bestimmtes Mysterium umgibt. Insofern nimmt „Hamlet“ in der Rangordnung der Shakespeareschen Dramen unstreitig eine höhere Stelle ein als „Othello“, obwohl auch dieser leidenschaftlich und tief menschlich ist. Diesem Gebirge, das sie über die Erde hinaushebt und dem Himmel nähert, danken sie das Beste ihrer düsteren und erhabenen Macht. Sieht man aber zu, woraus dies Gebirge besteht, so sieht man, dass es sich aus einem veränderlichen und willkürlichen Übernatürlichen zusammensetzt. Dies „Jenseits“ ist nach Gestalt und Ansehen anfechtbar, vom Glauben

oder Aberglauben bestimmt und darum zeitlich und örtlich beschränkt. „Lear“ dagegen nimmt eine Sonderstellung unter den vier oder fünf grossen Dichtungen des Erdballes ein, denn hier gibt es nichts eigentlich Übernatürliches. Die Götter, die Bewohner der grossen imaginären Welt, mischen sich nicht in die Handlung ein; ja selbst das Schicksal ist rein innerlich, es ist nur die Raserei der Leidenschaft, und doch spielen die fünf Akte dieses Riesendramas sich auf einem ebenso hochragenden, ebenso mit ungewohntem Zauber, ungewohnter Poesie und ungewohnten Schrecknissen umkleideten Gipfel ab, als ob alle herkömmlichen Gestalten von Himmel und Hölle sich verbündet hätten, um seinen Grat noch höher zu türmen. Der Widersinn der Fabel — fast alle Meisterwerke beruhen, da sie typische Handlungen in notwendig übertriebener, ausschliesslicher und massloser Form darstellen müssen, auf einer mehr oder minder widersinnigen Fabel — verschwindet vor dem gewaltigen Prangen des Gipfels, auf der sie sich abspielt. Man sehe sich die Zusammensetzung dieses Gipfels aus der Nähe an! Er besteht lediglich aus riesigen menschlichen Schichtungen, ausiesenblöcken von Leidenschaft, Verstand und allgemeinen, ja fast alltäglichen Gefühlen, durcheinander geworfen und übereinander getürmt und geschoben durch einen furchtbaren Orkan, der aus dem Menschlichsten in der Menschennatur hervorbricht.

Darum bleibt „Lear“, die jüngste unter den grossen Tragödien, die, der die Zeit nichts anhaben kann. Es bedarf einer Anstrengung, um unseren

gegenwärtigen Standpunkt und unsere Erfahrungen zu vergessen und uns von „Hamlet“, „Macbeth“ und „Ödipus“ ernstlich und völlig hinreissen zu lassen. Dagegen dünkt es uns, als sprächen die Zornes- und Schmerzensrufe, die wunderbaren Verwünschungen des greisen, verratenen Vaters unmittelbar aus unserem Herzen und unserer Vernunft, als ertönten sie unter unserem Himmel und hingen zusammen mit all den tiefen Wahrheiten, welche die Geistes- und Gefühlsatmosphäre unseres Erdballes bilden. Es ist nichts Wesentliches hinzuzufügen oder zu verbessern. Käme Shakespeare heute wieder auf die Welt, so könnte er „Hamlet“ oder „Macbeth“ nicht mehr schreiben. Er würde innewerden, dass der finstere und erhabene Grundgedanke, auf dem diese Stücke beruhen, sie nicht mehr tragen könnte. An „Lear“ hätte er nicht eine Situation, nicht einen Vers zu ändern.

Die jüngste und unwandelbarste Tragödie besitzt unter allen auf Erden vorhandenen Dramen auch am meisten organische Lyrik; sie ist die einzige, wo der Sprachprunk der Wahrscheinlichkeit und der Natürlichkeit des Dialoges keinen Augenblick Abbruch tut. Wie jedem Dichter bekannt, ist es fast unmöglich, auf der Bühne die Schönheit der Bilder mit der Natürlichkeit des Ausdruckes zu vereinen. Unstreitig ist, nach Alfred de Vignys Wort, jeder Auftritt in der höchsten Tragödie wie in der banalsten Posse immer eine Unterhaltung zwischen zwei oder mehreren Personen über ihre Angelegenheiten. Sie müssen also sprechen, und

um die auf der Bühne notwendigste Illusion, die Illusion der Wirklichkeit, hervorzurufen, ja sie dürfen sich von der Sprechweise des Alltags kaum entfernen. Nun aber bringen wir im Alltagsleben fast nie etwas von dem zum Ausdruck, was unser Innenleben glänzend und tief macht. Wenn unsere Gedanken an grossen und schönen Schauspielen, an den höchsten Mysterien der Natur teilnehmen, so bleiben sie verschlossen, im Zustand der Träume, Vorstellungen und Gefühle und verraten sich höchstens einmal durch ein gerechteres und edleres Wort als in der wahrscheinlichen und üblichen Umgangssprache. Da aber auf der Bühne nichts zu Worte kommen kann, was nicht im Leben zum Ausdruck kommt, so erhellt daraus, dass alles Höhere im Dasein dort gestaltlos bleiben muss, wenn anders der unerlässliche Schleier der Illusion nicht zerstört werden soll. Der Dichter hat also nur eine Wahl: er ist entweder lyrisch oder einfach beredt, aber unwirklich (dies ist der Fehler des französischen klassischen Dramas, der Tragödien von Victor Hugo und allen französischen und deutschen Romantikern, mit Ausnahme einiger Szenen Goethes); oder er ist natürlich, aber trocken, prosaisch und oberflächlich. Shakespeare ist dieser Alternative nicht entronnen. In „Romeo und Julie“ wie in seinen meisten Königsdramen fällt er ins Rhetorische und opfert dem Glanz und dem Bilderreichtum die gebieterisch sich aufdrängende Deutlichkeit und Oberflächlichkeit der Reden und Gegenreden.

In seinen grossen Meisterwerken greift er dagegen nicht fehl, aber just die Art, wie er die Schwierigkeit überwindet, enthüllt uns den ganzen Ernst des Problems. Er löst es durch eine Art von Kunstgriff, zu dem er immerfort seine Zuflucht nimmt. Da es anscheinend erwiesen ist, dass ein Held, welcher die ganze Herrlichkeit seines Innenlebens entfaltet, auf der Bühne nur dann als wahrscheinlich und menschlich wirkt, wenn er im wirklichen Leben als Wahnsinniger erscheint (denn hier drücken allein die Wahnsinnigen jenes verborgene Leben aus), so erschüttert Shakespeare systematisch den Verstand seiner Helden und durchbricht so den Deich, der die Flut der Lyrik zurückdämmt. Auf diese Weise kann er durch den Mund seiner Helden frei zu uns reden, und die Schönheit rauscht über die Bühne, ohne Gefahr zu laufen, dass man sie von dort verweist. Auf diese Weise hängt auch die Höhe und Kraft der Lyrik von der Art des Wahnsinns seiner Hauptfiguren ab. Sie ist unterbrochen und verhalten im „Othello“ und „Macbeth“, weil die Halluzinationen des Thans von Cawdor und die Wutausbrüche des Mohren von Venedig nur aus der Leidenschaft entspringen; sie ist zögernd und nachdenklich in „Hamlet“, weil dessen Wahnsinn hindämmernd und nachdenklich ist; und nur im „Lear“ schwillt sie wie ein Giessbach ununterbrochen und unwiderstehlich über und braust in ungeheueren und wunderbaren Bildern auf das Weltmeer, die Wälder, die Stürme und Sterne los, weil der herrliche Wahnsinn des alten, verdrängten und verzweifelten Herrschers vom ersten bis zum letzten Auftritt währt.



DER KRIEG BILDET VON JEHER einen prächtigen und ewig neuen Gegenstand des menschlichen Denkens. Es ist leider nur zu wahr, dass unsere meisten Anstrengungen und Erfindungen immer noch auf den Krieg zielen, so dass er zu einer Art von teuflischem Spiegel wird, der die Kehrseite unseres Kulturfortschrittes spiegelt.

Heute will ich ihn nur unter einem einzigen Gesichtspunkt betrachten, um wieder einmal festzustellen, dass wir in dem Masse, wie wir den unbekanntenen Kräften etwas abringen, um so abhängiger von ihnen werden. Sobald wir in der Weltennacht oder im augenscheinlichen Schlaf der Natur einen Lichtschimmer, eine Energiequelle neuer Art gefunden haben, werden wir alsbald ihre Opfer und oft ihre Sklaven. Ja man könnte sagen, indem wir uns zu befreien wähnen, befreien wir furchtbare Feinde. Diese Feinde lassen sich auf die Dauer freilich leiten und leisten uns Dienste, die

wir nicht mehr missen möchten. Aber kaum hat einer dieser Feinde sich unterworfen und den Nacken unter das Joch gebeugt, so führt er uns auf die Spur eines ungleich gefährlicheren Gegners, und unser Geschick wird somit immer ruhmreicher und ungewisser. Unter diesen Gegnern scheinen einige auch gänzlich unbezwingbar, oder vielleicht bleiben sie nur darum dauernd unbotmässig, weil sie sich besser als die andern an die schlechten Triebe unserer Brust zu wenden wissen, die hinter den Eroberungen unseres Verstandes um Jahrhunderte zurückgeblieben sind.

So steht es namentlich um die meisten Erfindungen, die sich auf den Krieg beziehen. Wir haben es erst kürzlich in ungeheuren Kämpfen beobachtet. Zum erstenmal seit Anbeginn der Geschichte traten völlig neue Kräfte, endlich gereift, aus dem Schatten jahrhundertelanger Versuche und Vorbereitungen, um den Menschen auf den Schlachtfeldern zu ersetzen. Bis zu diesen letzten Kriegen waren sie nur auf halbem Wege erschienen, sie hielten sich abseits und wirkten nur von fern. Sie zögerten, sich ganz zu offenbaren, und es bestand immer noch ein Band zwischen ihrem ungewohnten Eingreifen und dem unserer Hände. Das Gewehr schoss nicht weiter, als unser Auge sah, und die zerstörende Wirkung des mörderischsten Geschützes, des furchtbarsten Sprengstoffes behielt menschliche Proportionen. Heute sind wir überflügelt, sind wir endgültig abgedankt; unser Reich ist zu Ende, und wir sind den ungeheuren und rätselhaften Gewalten, die wir

zu Hilfe zu rufen wagten, gleich Sandkörnern preisgegeben.

Freilich war der Anteil der Menschen am Ausgange des Kampfes nie sehr gross und entscheidend. Schon in den Tagen Homers mischten sich die olympischen Götter auf dem Schlachtfelde vor Troja unter die Sterblichen und lenkten, schützten oder schreckten die Krieger, während sie selbst, in eine Silberwolke gehüllt, fast unsichtbar, aber desto einflussreicher blieben. Aber diese Götter waren noch wenig mächtig und geheimnisvoll. Wenn ihr Eingreifen auch übermenschlich schien, so spiegelte es doch nur die menschliche Gestalt und Psychologie wieder. Ihre Geheimnisse bewegten sich in der Bahn unserer engen Geheimnisse. Sie entstiegen dem Himmel unserer Vernunft, sie besaßen unsere Leidenschaften, unsere Gebrechen, unsere Gedanken, und zwar kaum etwas gerechter, höher und reiner. In dem Masse, wie der Mensch in der Zeit fortschreitet und die Illusion hinter sich läßt, wie sein Bewusstsein zunimmt und die Welt sich entschleiern, werden auch die Götter, die ihn begleiten, grösser, aber auch ferner, sie werden undeutlicher, aber auch unwiderstehlicher. Je mehr er lernt und begreift, desto mehr überschwemmt die Flut des Unbekannten seine Menschenwelt. Je besser organisiert und je grösser die Heere werden, je mehr sich die Waffen vervollkommen, je mehr die Wissenschaft im Unterjochen der Naturkräfte fortschreitet, desto mehr entzieht sich das Geschick der Schlacht dem Willen des Führers, desto mehr gehorcht es jener

Gruppe von unenträtselbaren Gesetzen, die man Glück, Zufall, Schicksal nennt. Man lese einmal bei Tolstoj die prächtige Schilderung der Schlacht von Borodino oder der Schlacht an der Moskwa nach, jenem Musterbeispiel der grossen napoleonischen Schlachten, das den Eindruck völliger Wahrfahftigkeit macht. Die beiden Führer, Kutusoff und Napoleon, stehen dem eigentlichen Kampfe so fern, dass sie von ihm nur nichtssagende Episoden gewahren können und von dem, was eigentlich vorgeht, so gut wie nichts wissen. Kutusoff ist als Slawe überzeugter Fatalist; er hat den Glauben an die „Macht der Dinge“. Dick, einäugig, schläfrig wie er ist, liegt er auf einer mit einem Teppich bedeckten Bank und harrt des Ausganges der Schlacht, ohne einen Befehl zu geben; es genügt ihm, zu dem, was man ihm vorschlägt, ja oder nein zu sagen. Napoleon dagegen schmeichelt sich, die Ereignisse, die er nicht einmal sieht, zu lenken. Am Vorabend hat er den Schlachtbefehl diktiert; aber schon seine ersten Anordnungen werden infolge jener „Macht der Dinge“, der sich Kutusoff überlässt, nicht ausgeführt und können es auch nicht. Trotzdem bleibt er dem imaginären Plane treu, den die Wirklichkeit völlig umgeworfen hat, und glaubt Befehle zu geben, während er, zu spät kommend, doch nur die Befehle des Zufalls ausführt, die seinen verstörten und toll gemachten Adjutanten überall vorausseilen. Und die Schlacht geht ihren von der Natur vorgezeichneten Gang, wie ein dahinströmender Fluss, der das Geschrei der an seinen Ufern stehenden Menschen nicht achtet.

Trotzdem ist Napoleon einer der ganz wenigen Feldherren unserer letzten Kriege, die wenigstens den Schein eines menschlichen Schlachtenlenkers wahren. Die fremden Gewalten, die seinen Truppen beistanden und bereits über sie hinauswuchsen, steckten noch in den Kinderschuhen. Doch was würde er heute tun? Würde es ihm gelingen, auch nur ein Hundertstel des Einflusses auszuüben, den er damals auf das Los der Schlachten hatte? Heute sind die Kinder des Mysteriums erwachsen, und neue Götter herrschen über unsere Bataillone, treiben unsere Schwadronen vor oder sprengen sie auseinander, brechen unsere Schützenlinien, lassen unsere Festungen wanken und bohren unsere Schiffe in den Grund. Sie haben nicht mehr Menschengestalt, sie tauchen aus dem ursprünglichen Chaos hervor, sie kommen von weiter her als ihre Vorgänger, und alle ihre Macht, ihre Gesetze und Absichten liegen ausserhalb unserer Lebenskreise und jenseits unserer Verstandessphäre in einer völlig verschlossenen Welt, welche die grösste Feindin der Geschicke unserer Art ist: der gestaltlosen und brutalen Welt der trägen Materie. Und diesen blinden und furchtbaren Unbekannten, die nichts mit uns gemein haben, die Anregungen und Befehlen gehorchen, welche ebenso unbekannt sind wie die, welche die in fabelhaftester Ferne schwebenden Gestirne lenken, diesen undurchdringlichen und unwiderstehlichen Kräften überlassen wir die Sorge, das zu lösen, was den höchsten Fähigkeiten der Lebensform, die wir allein auf Erden bekleiden, am ausschliesslichsten und eigentlichsten zusteht. Diese

unklassifizierbaren Ungeheuer betrauen wir mit der fast göttlichen Aufgabe, als Vollstreckerinnen unserer Vernunft zu wirken und den Ausschlag zu geben, was gerecht und ungerecht sei. . . .

Welchen Gewalten haben wir also unsere eigentlich menschlichen Privilegien übergeben? — Ich denke mir manchmal, wie es wohl wäre, wenn jemand die Gabe hätte, alles zu durchschauen, was um uns vorgeht, alles, wovon das Licht bevölkert ist, das unsere Augen umflutet und das wir für durchsichtig und leer halten, wie ein Blinder die Finsternis, die seine Stirn umgibt, für leer halten würde, wenn andere Sinne ihn nicht eines Besseren belehrten. Gesetzt, unser Auge durchdränge einmal das Spiegelglas dieser gläsernen Kugel, in der wir leben und die uns immer nur unser eigenes Antlitz, unsere eigenen Gebärden und Gedanken widerspiegelt. Gesetzt, wir durchdrängen eines Tages all die Scheinbarkeiten, die uns einkerkern, wir blickten durch bis zu den wesentlichen Wirklichkeiten, und das Unsichtbare, das uns von allen Seiten umgibt, niederschlägt, wieder aufrichtet, vorwärts treibt, stillstehen oder zurückweichen heisst, enthüllte mit einem Mal die ungeheuren, schrecklichen und unbegreiflichen Gestalten, welche die Naturgesetze und Phänomene, deren gebrechliche Spielzeuge wir sind, irgendwo in einem Winkel des Weltenraumes annehmen müssen. Man sage nicht, das wäre nur der Traum eines Dichterhirns! Jetzt befinden wir uns im Traume, in dem winzigen Traume der menschlichen Illusion, jetzt, wo wir

uns einreden, dass diese Gesetze weder Antlitz noch Gestalt haben, jetzt, wo wir ihren allmächtigen und unermüdlichen Einfluss so leicht vergessen. Dann aber würden wir in die ewige Wahrheit des Lebens eintreten, des grenzenlosen Lebens, in dem unser Leben schwebt. Welch niederschmetternder Anblick würde das sein und welche Offenbarung, die alle menschliche Energie in der Tiefe ihrer Nichtigkeit mit Entsetzen schläge und lähmte! So würde man z. B. unter manchen anderen illusorischen Triumphen unserer Blindheit die zwei Flotten sehen, die sich zum Kampfe rüsten! Ein paar Tausend Menschen, die im Verhältnis zu den eingesetzten Kräften so verschwindend wenig und so ohnmächtig sind, wie eine Fingerspitze voll Ameisen in einem Urwald, einige tausend Menschen schmeicheln sich, zu Nutz und Frommen einer dem Weltall unbekanntem Idee die unberechenbarsten und gefährlichsten seiner Gesetze zu unterjochen und zu benutzen. Man versuche einmal, jedem dieser Gesetze eine Gestalt und Physiognomie zu geben, die seiner Macht und seinen Funktionen angemessen ist. Um nicht gleich am Unmöglichen und Unvorstellbaren Schiffbruch zu erleiden, lasse man die tiefsten und gewaltigsten, wenn man sie fürchtet, einmal ausser acht, zum Beispiel die Gesetze der Schwerkraft, welcher die Schiffe gehorchen und das Meer, das sie trägt, und das Land, das die Meere trägt, und alle Planeten, welche die Erde in der Schweben halten. Man müsste die Elemente, aus denen sie besteht, in solcher Ferne, in solchen Unendlichkeiten und Ein-

samkeiten, weit hinaus über so und so viele Gestirne suchen, dass das Weltall selbst nicht genügen würde, um ihr eine Maske zu leihen, noch irgend ein Traum, um ihr eine annehmbare Gestalt zu geben.

Nehmen wir also vorlieb mit den begrenztsten — wenn es solche gibt, die Grenzen haben —, mit denen die uns am nächsten stehen, — wenn es solche gibt, die uns nahe stehen. Beschränken wir uns einstweilen auf die, welche die Schiffe in ihren Flanken tragen, die wir für besonders folgsam und für das Werk unserer Hände halten. Welches Ungeheuerantlitz, welchen Riesenschatten leihen wir wohl — um nur von ihr zu sprechen — der Kraft der Sprengstoffe, diesen letzten unter den neuen Göttern, die alle früheren Gottheiten im Tempel des Krieges entthront haben? Woher, aus welchen Tiefen, aus welchen unerforschten Abgründen kommen diese Dämonen, die bisher nie das Tageslicht erblickt hatten? Welcher Familie des Schreckens, welchem unverhofften Schosse von Mysterien sind sie entsprossen? Melinit, Dynamit, Panklastit, Kor-dit und Roburit, Lyddit und Balistit, — lauter unbeschreibliche Gespenster, neben denen das alte Schwarzpulver, der Schrecken unserer Väter, ja selbst der Blitzstrahl, der für uns die tragischste Gebärde des göttlichen Zornes bedeutete, wie gute, etwas schwatzhafte Weiber dastehen, die zwar ein loses Handgelenk haben, im übrigen aber fast harmlos und mütterlich sind, — noch hat niemand das oberflächlichste Eurer zahllosen Geheimnisse ge-

streift, und der Chemiker, der Euch im Schlaf zusammensetzt, wie der Ingenieur oder Artillerist, die Euch erwecken, leben in gleich tiefer Unkenntnis über Eure Natur, Euren Ursprung, Eure Seele, die Triebfedern Eurer unberechenbaren Explosionen und die ewigen Gesetze, denen Ihr plötzlich gehorcht. Seid Ihr die Empörung der seit unvordenklichen Zeiten gefesselten Naturkräfte oder die blitzende Verklärung des Todes, die fürchterliche Heiterkeit des sich schüttelnden Nichts, ein Ausbruch des Hasses, oder ein Überschwang der Freude? Seid Ihr eine neue Lebensform, deren Glut die geduldige Arbeit von zwei Jahrtausenden in einer Sekunde verbraucht? Seid Ihr ein Blitz des Weltenrätsels, der in den Gesetzen des Schweigens, die es erstickten, einen Spalt fand? Seid Ihr ein verwegener Vorschuss an Kraft aus der Energiequelle, die unsere Erde im Weltenraume hält? Vereinigt Ihr in einem Augenblick und zu einem unvergleichlichen Sprung nach einem neuen Schicksal alles, was sich im Geheimnis der Felsen, der Meere und Gebirge vorbereitet, bildet und anhäuft? Seid Ihr Stoff oder Kraft oder ein dritter, noch namenloser Zustand des Lebens? Woher nehmt Ihr die Kraft zu Eurem Zerstörungswerk, wo setzt Ihr den Hebel an, der einen Kontinent spaltet, und woher stammt Eure Kraftleistung, die bis über die Zone der Gestirne hinaus wirken kann, denen die Erde, Eure Mutter, ihren Willen fühlbar macht?

Auf alle diese Fragen wird der Gelehrte, der Euch erschafft, einfach antworten: „Eure Kraft resultiert aus der plötzlichen Entwicklung einer

grossen Gasmenge in einem Raume, der zu eng ist, als dass sie unter dem einfachen Luftdruck beisammenbliebe.“ Damit ist sicherlich alles beantwortet und alles erklärt. Wir sehen bis auf den Grund der Wahrheit und wissen fortan, wie in allen Dingen, woran wir uns zu halten haben. . . .





S EMPFIEHLT SICH VON ZEIT ZU Zeit, den Sinn gewisser Worte zu befragen, die Empfindungen, welche eine Wandlung durchgemacht haben, mit einem unveränderlichen Gewand bedecken.

Besitzt z. B. das Wort Vergeben, auf den ersten Blick eines der schönsten Juwelen des Satzes, noch den Sinn des fast göttlichen Verzeihens, den wir ihm beilegen, ja besass es ihn überhaupt je? Ist es nicht eins jener Ausdrücke, die den guten Willen des Menschen am besten zeigen, da es ein Ideal ausdrückt, das niemals verwirklicht wurde? Wenn wir zu unserm Beleidiger sagen: „Ich verzeihe dir, und alles ist vergessen“ — was ist an diesem Wort im Grunde wahr? Höchstens die Verpflichtung, die einzige, die wir auf uns nehmen können: „Ich will dir nicht zu schaden suchen.“ Alles weitere, was wir zu versprechen wännen, hängt nicht von unserm Willen ab. Es ist uns unmöglich, das Böse zu vergeben, das man uns zu-

fügt, denn der tiefste unter unsern Trieben, der Selbsterhaltungstrieb, hat ein unmittelbares Interesse daran, nicht zu vergessen.

Der Mensch, der zu einem bestimmten Augenblick in unser Dasein eintritt, ist uns als solcher stets unbekannt. Er ist für uns nur ein Bild, das er selbst in unser Gedächtnis zeichnet. Es ist wohl wahr, dass das ihn beseelende Leben ein offenkundiges, unbestimmbares, aber mächtiges Antlitz hat. Es gibt eine Fülle von Versprechungen ab, die wahrscheinlich tiefer und ehrlicher sind als die Worte und Taten, die sie alsbald Lügen strafen werden. Aber dieses grosse Zeichen besitzt nur idealen Wert! Wir leben in einer Welt, in der sehr wenige Wesen, sei es durch die Macht der Umstände, sei es infolge eines ursprünglichen Irrtums, der Wahrheit gemäss leben, die ihre Gegenwart uns ahnen lässt. Auf die Dauer lehrt uns die traurige Erfahrung, auf dieses allzu geheimnisvolle Antlitz nicht mehr zu achten. Eine deutliche, harte Maske bedeckt es; sie trägt die Züge aller Taten und Gebärden, die uns berührt haben. Die Wohltaten schmücken sie mit anziehenden, aber flüchtigen Farben, während die Beleidigungen tiefe Furchen hineingraben. In Wahrheit erscheint uns der Mensch, der uns entgegentritt, lediglich unter dieser Maske, die durch die Erinnerungen an Freuden und Verdruss gebildet ist; und wenn wir ihm sagen, dass wir ihm seine Beleidigungen verzeihen, so versichern wir ihm damit, dass wir ihn nicht kennen.

Es ist wichtig zu wissen, welchen Einfluss dies unvermeidliche Kennen auf unsere Beziehungen zu dem hat, der uns beleidigte. Es ist hier wie in so vielen andern Dingen. Sobald unser guter Wille erwacht, führen seine ersten noch unbewussten Schritte uns auf den Weg des alten Glaubensideals zurück. Auf dem Gipfel dieses Ideals könnte man als Symbol die legendarische Gruppe der Christin aufstellen, die den verabscheuten Leichnam Neros auf eigene Lebensgefahr hin beerdigt. Unbestreitbar ist die Handlung dieser Christin grösser und geht weiter über die menschliche Vernunft hinaus, als die Tat der Antigone, die die heidnische Antike überragt. Trotzdem erschöpft auch sie die ganze christliche Vergebung nicht. Gesetzt, Nero wäre nicht tot, sondern nur dem Tod nahe, könnte ihm aber durch heroischen Beistand entrissen werden. Die Christin ist ihm diesen Beistand schuldig, wiewohl sie bestimmt weiss, dass mit der Rettung dieses Lebens auch die Verfolgungen wiederkehren. Ja, sie kann noch weitergehen; man denke sich, sie hätte in der gleichen Angst zwischen ihrem Bruder und dem Feind zu wählen, der sie töten wird: den höchsten Gipfel erklimmt sie erst, wenn sie den Feind rettet.

Dieses Ideal ist erhaben, trotz des ewigen Lohnes auf den es rechnet. Aber was soll man von ihm in einer Welt halten, die nichts vom Jenseits erhofft? In welchem der drei übermenschlichen Augenblicke nennen wir den toll, der sich in einen jener drei, Abgründe der Verzeihung stürzt? Um den ersten

herum finden wir noch heute Spuren von Schritten. Unleugbar findet hier ein heroisches Markten um einen nicht mehr möglichen Glauben statt. Aber trotz des Schwindens des Glaubens bleibt bis in den Unverstand dieses Ideals hinein etwas Menschliches, gleichsam eine Ahnung dessen, was der Mensch täte, wenn das Leben nicht so grausam wäre.

Glauben wir ja nicht, dass derartige, von den Grenzen der Einbildungskraft geholte Beispiele müssig oder absurd wären. Das Dasein führt uns fortdauernd weniger tragische, aber ebenso schwierige Äquivalente zu, und von dem Geist, der die Lösung der höchsten Gewissensfragen beherrscht, hängt auch die der schlichtesten ab. Alles, was wir uns im Grossen ausdenken, geht schliesslich im Kleinen in Erfüllung, und von der Art, wie wir auf dem Berg gewählt haben, hängt genau die ab, wie wir im Tal wählen werden.

Im übrigen können wir ein ebenso völliges Vergeben lernen wie der Christ. Wir sind ebenso wenig wie er Gefangene dieser Welt, die wir mit den Augen unseres Kopfes sehen. Eine Kraftanstrengung, wie auch er sie macht, nur nach andern Pforten, genügt, um ihr zu entkommen. Zunächst vergisst der Christ die Beleidigung nicht, er versucht nicht das Unmögliche, sondern er ertränkt alle Rachbegierde in der Unendlichkeit Gottes. Diese Unendlichkeit Gottes ist, näher besehen, nicht viel anders als die unsere. Sie sind im Grunde beide nur ein Gefühl für die namenlose Unendlichkeit, die uns umgibt. Die Religion erhob alle Seelen

sozusagen mechanisch auf die Höhen, die wir durch unsere eigene Kraft erreichen sollen. Doch da die Mehrzahl der Seelen, die sie emporzog, noch blind war, so machte sie nicht den vergeblichen Versuch, ihnen einen Begriff von den Wahrheiten zu geben, die man von diesen Höhen aus sieht: sie hätten sie nicht verstanden. Sie begnügte sich damit, ihnen Bilder davon zu geben, wie sie ihrer Blindheit angepasst und vertraut waren. Und diese Bilder riefen aus sehr verschiedenen Gründen ungefähr die gleichen Wirkungen hervor wie die wirkliche Vision, die uns heute blendet. „Vergebt denen, die euch beleidigen, weil Gott es will, und weil er selbst das vollkommenste Beispiel von Vergebung gab, das sich denken lässt.“ Dieses Gebot, das man mit geschlossenen Augen befolgen kann, ist genau das gleiche, das uns die Notwendigkeiten und die tiefe Unschuld alles Lebens geben, sobald wir sie aus genügender Höhe betrachten. Und wenn dieses letzte Gebot uns nicht so weit gehen heisst, unsern Feind vorzuziehen, eben weil er unser Feind ist, so ist es darum doch nicht minder erhaben, sondern es wendet sich nur an selbstlosere Herzen und an Geister, die gelernt haben, ein Ideal nicht lediglich mehr nach seiner leichteren oder schweren Ausführbarkeit abzuschätzen. In der Selbstaufopferung, z. B. in der Busse, in den Kasteiungen, hat man eine ganze Reihe geistiger Siege, die einer schwerer sind als der andere, die aber nicht wirklich gross sind, weil sie sich nicht im menschlichen Dunstkreis, sondern im Leeren erheben, und dort glänzen sie nicht allein ohne not-

wendige Veranlassung, sondern oft auf eine sehr schädliche Weise. Der Mensch, der auf einer Kirchturmspitze mit feurigen Kugeln jongliert, tut auch etwas sehr Schwieriges; trotzdem wird es keinem einfallen, seinen unnützen Mut mit der fast immer geringeren Opferwilligkeit Eines zu vergleichen, der sich ins Wasser oder ins Feuer stürzt, um ein Kind zu retten. Auf alle Fälle verscheucht das Gebot, von dem wir sprachen, jedweden Hass wahrscheinlich wirksamer als das andere, denn es geht nicht von einem fremden Willen aus, es entsteht in uns beim Anblick eines ungeheuren Schauspiels, worin die menschlichen Handlungen ihren wirklichen Platz und ihre wahre Bedeutung erhalten. Es gibt keine Böswilligkeit, Undankbarkeit, Ungerechtigkeit noch Perversität, ja sogar keinen Egoismus mehr in der prächtigen, grenzenlosen Nacht, in der sich lauter arme Wesen tummeln, von Finsternissen geführt, denen ein jeder mit bester Absicht folgt, in dem Glauben, eine Pflicht zu erfüllen oder ein Recht auszuüben.

Fürchten wir nicht, dass diese Vision und so viele andere, noch grossartigere und ebenso deutliche, die unsern Blicken stets gegenwärtig sein sollten, uns entwaffnen und uns zu Opfern oder Betrogenen machen in einem Leben voller Wirklichkeiten, die minder riesig und härter sind. Es gibt nur sehr wenige unter uns, die ihre Verteidigungsmittel zu verstärken, ihren Scharfsinn zu schärfen, ihr Misstrauen oder ihren Egoismus zu mehren hätten. Der Instinkt und die Lebenserfahrung

sorgen dafür schon überreichlich. Nicht nach der Gegenseite unserer kleinen Alltagsinteressen droht uns die Gefahr einer Gleichgewichtsstörung. Alle Anstrengungen eines wachsamem Denkens reichen kaum hin, um uns im Gleichgewicht zu erhalten. Aber es ist nicht belanglos für die andern noch gar für uns selbst, ob unsere Gebärden des Angriffs und der Verteidigung sich von dem trüben Hintergrunde des Hasses, der Verachtung, der Enttäuschung abheben, oder von dem durchsichtigen Horizont der Nachsicht und des schweigenden Verzeihens, das erklärt und versteht. Vor allem hüten wir uns im Lauf der Jahre, die niedern Lehren der Erfahrung zu beherzigen. Ein Teil dieser Lehren ist schwer und dunkel, er gehört von Rechts wegen dem Instinkt an und steigt bis zum notwendigen Schlamme des Lebens herab. Wir brauchen uns nicht um ihn zu sorgen; er keimt und vermehrt sich wunderbar im Unbewussten. Aber einen andern reineren und zarteren Teil müssen wir zu erfassen und festzubannen lernen, ehe er sich in den Raum verflüchtigt. Jede Handlung bringt ebenso viele verschiedene Deutungsarten mit sich, wie es Kräfte in unserm Hirn gibt. Die niedrigsten scheinen zuerst die einfachsten, richtigsten und natürlichsten, weil sie die ersten besten sind und die trägsten, die sich am wenigsten anstrengen. Wenn wir nicht unablässig gegen ihr tückisches und vertrautes Überhandnehmen ankämpfen, so zernagen und vergiften sie allmählich alles Hoffen und Glauben, das in unserer Jugend die edelsten und fruchtbarsten Teile unseres Geistes gebildet hatte. Dann bleibt

uns am Ende unserer Tage nichts mehr als der traurigste Abfall der Weisheit. Es kommt also darauf an, dass die höchste Deutung, die wir den uns fortwährend begegnenden Tatsachen geben können, sich in gleichem Mass anhäuft wie der plumpe Schatz des praktischen Sinnes. Je tiefer unser Lebenssinn seine Wurzeln in den Erdboden senkt, um so höher muss er seine Blumen und Früchte ins Licht hinaufsenden. Ein allzeit wacher Gedanke muss die tote Last der vergangenen Jahre immerfort aufrichten, lüften und beleben. Übrigens weiss diese Lebenserfahrung, so positiv, so praktisch, so gutmütig, so ruhig, naiv und aufrichtig sie scheint, im Grunde doch sehr wohl, dass sie uns etwas Wesentliches verbirgt, und wenn wir die Kraft hätten, sie bis zu ihren geheimsten Verschanzungen zu treiben, so würden wir ihr schliesslich ganz gewiss das Geständnis entreissen, dass die höchste Auslegung im letzten Grund doch allemal die wahrste ist.





IN DEM MASSE, WIE WIR DIE Naturkräfte uns dienstbar machen, mehren sich auch die Gelegenheiten zu Unglücksfällen, ebenso wie die Gefahren des Tierbändigers mit der Zahl der Bestien steigen, die er im Käfig dressiert. Ehedem mieden wir die Berührung mit jenen Gewalten nach Möglichkeit, heute gehören sie zu unseren Haustieren. Und so passiert es uns trotz unserer vorsichtigeren und friedlicheren Sitten, dass wir dem Tod öfter ins Antlitz schauen als unsere Väter. Ja es ist wahrscheinlich, dass manche unter Denen, die diese Zeilen lesen, die gleichen Empfindungen gehabt haben und in der Lage gewesen sind, die gleichen Bemerkungen zu machen.

Eine der ersten Fragen, die sich aufdrängen, ist die des Vorgefühls. Haben wir, wie viele behaupten, schon am Morgen eine Art Vorahnung des Unfalles, der uns am Tage bedroht? Es ist schwer,

darauf zu antworten, da unsere Erfahrung ja nur auf Unfällen fussen kann, die „gut ablaufen“ oder zum mindesten keine ernsten Folgen haben. Es scheint nur zu natürlich, dass Unfälle ohne schlimme Folgen die tiefe Flut unseres Instinkts nicht im voraus aufrühren, ja ich glaube sogar, sie berühren sie nicht einmal. Bei den andern aber, die einen mehr oder minder baldigen Tod nach sich ziehen, hat das Opfer selten die Kraft oder die Klarheit, unsere Wissbegier zu befriedigen. Jedenfalls ist alles, was unsere persönliche Erfahrung über diesen Punkt beibringen kann, sehr ungewiss, und die Frage bleibt offen.

Wir fahren also eines schönen Tages am frühen Morgen los, im Automobil, auf dem Zweirad oder Motorrad, im Boot oder Dampfschiff — das ist für das herandrohende Missgeschick einerlei. Aber um ein bestimmtes Bild zu haben, nehmen wir an, es sei im Automobil oder auf dem Motorrad, die beide grosse Werkzeuge des Kummers sind und die Fortuna beim grossen Spiel um Tod und Leben am schärfsten befragen. Plötzlich und grundlos, an einer Wegebiegung oder mitten auf der langen und breiten Strasse, am Anfang eines abschüssigen Weges, hier oder dort, rechts oder links, erscheint der Tod, greift in die Bremse, ins Rad, verändert die Richtung, versperrt den ganzen Raum unter der durchsichtigen Truggestalt eines Baumes, einer Mauer, eines Felsens oder irgend eines Hindernisses und grinst uns auf einmal ins Antlitz, unverhofft, ungeheuer, unmittelbar, unzweifelhaft, unvermeidlich.

Er schliesst den Horizont des Lebens ab und lässt ihm keinen Ausweg.

Sofort beginnt zwischen unserm Verstand und unserm Instinkt eine leidenschaftliche, ununterbrochene Szene von der Dauer einer halben Minute. Die Haltung der Intelligenz, der Vernunft, des Bewusstseins, oder wie man es nennen will, ist äusserst interessant. Sie beurteilt blitzschnell, gesund und logisch, dass alles unrettbar verloren ist. Trotzdem ist sie weder betört noch verblüfft. Sie stellt sich die Katastrophe mit ihren Einzelheiten und Folgen deutlich vor und konstatiert mit Befriedigung, dass sie sich nicht fürchtet und ihre Klarheit bewahrt. Zwischen Zusammenstoss und Sturz hat sie eine Galgenfrist, sie träumt, lässt sich ablenken, findet Zeit, an etwas ganz anderes zu denken, Erinnerungen wachzurufen, Tatsachen zusammenzustellen, genaue und scharfe Beobachtungen zu machen. Der Baum, den sie kurz vor dem Tode erblickt, ist eine Platane, sie hat drei Löcher in ihrer sich schälenden Rinde. . . . Sie ist nicht so schön wie die im Garten. . . . Der Fels, an dem der Kopf zerschellen wird, hat Adern von Glimmer und weissem Marmor. . . . Sie fühlt, dass sie nicht verantwortlich ist, dass sie kein Vorwurf trifft; sie lächelt beinahe und kostet ich weiss nicht welche ungewisse Wollust; sie erwartet das Unvermeidliche mit einer milden Ergebung, in die sich eine wunderbare Neugier mischt.

Es liegt auf der Hand, dass, wenn unser Leben nur auf das Eingreifen dieses trügen, allzu logischen

und hellsichtigen Zuschauers angewiesen wäre, jeder Unfall notwendig zur Katastrophe würde. Zum Glück tritt aber noch eine andere Person auf die Szene, gerufen von den Nerven, die kopflos vibrieren und wie wahnsinnige Kinder schreien, eine verwitterte, brutale, nackte, muskulöse Person, die alles umrennt und mit unwiderstehlicher Gebärde die Trümmer der Autorität und die Rettungsmöglichkeiten aufgreift, die ihr unter die Hand kommen. Man nennt sie den Instinkt, das Unbewusste, das Unterbewusstsein — was weiss ich, und was liegt auch daran? Wo war sie, woher kommt sie? Sie schlief irgendwo, oder befasste sich mit dunklen und undankbaren Arbeiten im Schoss der primitiven Höhlen unseres Körpers. Sie war ehemals seine unbestrittene Herrin, aber seit einiger Zeit verbannt man sie in die niederen Finsternisse wie einen armen Verwandten, der schlecht erzogen ist, schlechte Formen und ein loses Maul hat, als peinlichen Zeugen und unangenehme Erinnerung an unser ursprüngliches Missgeschick. Nur in den kopflosen Minuten der höchsten Angst gedenkt man ihrer und sucht ihren Beistand. Zum Glück ist sie tapfer, ohne Eigenliebe und Rachsucht. Auch weiss sie, dass alle die schmückenden Eigenschaften, auf Grund deren man sie missachtet, vergänglich und kaum ernst zu nehmen sind, und dass sie im Grund die einzige Herrin der menschlichen Behausung bleibt. Mit einem Blick, der schneller und sicherer ist als das furchtbare Tempo der Gefahr, beurteilt sie die Lage, entwirrt im Nu alle Einzelheiten, Auswege und Möglichkeiten, und einen Augenblick

lang währt das prachtvolle, unvergessliche Schauspiel von Kraft, Mut, Sicherheit und Willen, wo das unbesiegte Leben dem unbezwinglichen Tod ins Gesicht springt.

Ja, es trifft im buchstäblichsten Sinn des Wortes zu: der Verfechter des Lebens, der wie der behaarte Wilde im Märchen der verzweifelten Prinzess zu Hilfe springt, tut Wunder. Vor allem hat er in seiner Geschwindigkeit einen unvergleichlichen Vorzug: er weiss nichts vom Erwägen mit all seinen Hindernissen, mit all den Unmöglichkeiten, die es uns aufzwingt. Er nimmt nie das Unglück als gegeben an, fügt sich nicht einen Moment ins Unvermeidliche, und in dem Augenblick, wo er zermalmt werden soll, handelt er fröhlich wider alle Hoffnung, als ob Zweifel, Unruhe, Furcht und Entmutigung den Urgewalten, die ihn beseelen, etwas völlig Unbekanntes wären. Durch eine Granitwand hindurch erblickt er die Rettung wie einen Lichtspalt, und durch die Kraft seines Glaubens schafft er ihn in dem Stein. Er verzichtet nicht darauf, einen Berg im Fallen aufzuhalten. Er stösst einen Felsen fort, er hüpfte über einen Eisendraht, er zwängt sich zwischen zwei Säulen durch, die, mathematisch gerechnet, keinen Durchlass gewähren. Unter den Bäumen wählt er mit untrüglicher Sicherheit den einzigen aus, der nachgeben wird, weil ein unsichtbarer Wurm seine Wurzel benagt hat. In einem Gewirr eitler Blätter entdeckt er den einzigen starken Ast, der den Abgrund überragt, und in einem Steingeklipp scheint er schon

vorher das Moos- und Farnkrautlager bereitet zu haben, das den Körper empfängt. . . .

Auf der anderen Seite der Gefahr wendet die Vernunft, verblüfft, keuchend, ungläubig und etwas verwirrt, den Kopf, um das Unwahrscheinliche noch einmal zu betrachten; dann ergreift sie wieder von Rechts wegen die Leitung, während der gute Wilde unbedankt in seine stille Höhle zurückkehrt.

Vielleicht ist es nicht erstaunlich, dass der Instinkt uns aus den grossen, gewöhnlichen und unvordenklichen Gefahren rettet, aus Wasser- und Feuersnot, Sturz, Anprall und vor Tieren. Hierin besitzt er ohne Zweifel eine atavistische Gewohnheit und Erfahrung, die seine Geschicklichkeit erklärt. Aber was mich verwundert, das ist die Leichtigkeit und Geschwindigkeit, mit der er sich den kompliziertesten, ungewohntesten Erfindungen unseres Verstandes anpasst. Man braucht ihm den Mechanismus, den Gebrauch und Zweck der unverhofftesten Maschine, so fremd und unnütz sie für unsere wirklichen und ursprünglichen Bedürfnisse sei, nur einmal gut gezeigt zu haben, und er begreift sie; und in der Folge wird er im Notfalle ihre letzten Geheimnisse und ihre Handhabung besser kennen als der Verstand, der sie schuf.

Und darum, mag das Instrument noch so neu oder furchtbar sein, kann man versichern, dass es im Prinzip keine unvermeidlichen Katastrophen gibt. Das Unbewusste ist stets unterrichtet und auf der Höhe aller nur denkbaren Situationen. Im Rachen

der Kräfte des Meeres und des Gebirges kann und soll man auf eine entscheidende Bewegung des Instinkts rechnen, denn seine Hilfsmittel sind ebenso unerschöpflich wie die des Weltalls oder der Natur, aus deren Tiefen auch er schöpft.

Trotzdem muss alles gesagt werden. Wir haben nicht mehr alle das gleiche Recht, auf sein selbstherrliches Eingreifen zu rechnen. Er stirbt, schmolzt und irrt nie, aber viele verbannen ihn in solche Tiefen und erlauben ihm so selten, einen Sonnenstrahl wiederzusehen, sie verlieren ihn so völlig aus dem Gesicht, demütigen ihn so grausam und knebeln ihn so fest, dass sie in der Betörtheit und im Drange des Augenblicks nicht mehr wissen, wo sie ihn finden sollen. Sie haben rein materiell nicht mehr die Zeit, ihn zu alarmieren oder ihn aus der Tiefe der Verliesse zu befreien, wo sie ihn angekettet halten, und wenn er endlich voll guten Willens, seine Werkzeuge in der Hand, zu Hilfe eilt, so ist es zu spät. Das Unglück ist schon geschehen und der Tod hat sein Werk vollbracht.

Diese Ungleichheit des Instinkts, die, wie ich vermute, mehr an der Schnelligkeit oder Langsamkeit des Rufers, als an der Art der Hilfeleistung liegt, tritt bei allen Unfällen zutage. Man setze zwei Automobilisten den gleichen, unvermeidlichen Gefahren aus — und ein unerklärlicher leichter Schlag, ich weiss nicht welcher Sprung, welche Wendung oder Biegung, welche Unbeweglichkeit und welcher Zauber rettet den einen, während der andere an dem Hindernis ganz normal und kläglich

scheitert. Von sechs Personen, die in einem Wagen sitzen, und denen allen das gleiche Unglück zustösst, werden drei die einzig mögliche, unlogische, unvorhersehbare und notwendige Bewegung machen, während die drei andern, allzu Vernünftigen, das Gegenteil tun werden. Eines Tags war ich Zeuge von einer dieser überraschenden Kundgebungen des Instinktes, oder doch beinahe, denn wenn ich auch nach dem Unglücksfall eintraf, so konnte ich doch an Ort und Stelle von den ihm Entgangenen das Nähere erfahren. Es war beim Herunterkommen von Gourdon, dem hochgelegenen Dörfchen, das alle Besucher von Cannes und Nizza kennen. Es ragt über achthundert Meter hoch auf einem steilen Felsen, von allen Seiten unzugänglich. Nur eine furchtbare Serpentine führt zwischen zwei Abgründen hinauf. Ein Bauernwagen, mit acht Personen beladen, darunter eine Frau mit ihrem nur wenige Wochen alten Kinde, kam diesen gefährlichen Weg herab. Das Pferd scheute, ging durch und raste dem Abgrund zu. Die Insassen sahen den sicheren Tod vor Augen und die Frau warf in einer wunderbaren Bewegung der Mutterliebe das Kind im letzten Augenblick hinter sich, um es zu retten, so dass es auf die Strasse fiel, während alle übrigen in dem mit mörderischen Felsen gespickten Abgrund verschwanden. Durch ein Wunder, das nicht selten vorkommt, wenn es sich um Menschenleben handelt, blieben die sieben Insassen an Gestrüpp und Ästen hängen und erlitten nur unbedeutende Schrammen, während das arme Kind auf der Stelle starb: es war mit dem Kopf auf einen

Stein gefallen. Hier hatten zwei widersprechende Instinkte mit einander gekämpft, und der, dem ein Schimmer von Überlegung anhaftete, hatte die ungeschickteste Bewegung ausgeführt. Dann spricht man von „Glück“ und „Unglück“. Es ist freilich nicht verboten, diese geheimnisvollen Worte zu gebrauchen, wenn man nur dabei voraussetzt, dass sie sich mit den geheimnisvollen Bewegungen des Unbewussten decken. Es ist in der Tat das beste, jedesmal, wo es nur möglich ist, die Quelle eines Mysteriums in uns zu verlegen; denn damit beschränkt man das unheilvolle Gebiet des Irrtums, der Mutlosigkeit und Ohnmacht.

Wir fragen sofort, ob man den Instinkt, wo nicht vervollkommen — denn ich halte ihn stets für vollkommen — so doch schneller zu Hilfe rufen, seine Bande lösen, ihm seine ursprüngliche Sicherheit wiedergeben könne. Diese Frage erfordert eine besondere Untersuchung. Inzwischen scheint es ziemlich annehmbar, dass wir, je mehr wir uns gewohnheitsmässig und systematisch den materiellen Kräften und Tatsachen nähern, kurz allem, was wir mit dem inhaltschweren Wort „Natur“ bezeichnen, dadurch täglich um ebensoviel den Abstand verringern, den der Instinkt durchheilen muss, um uns beizuspringen. Dieser bei den Wilden, den Einfältigen und Kindern noch winzige Abstand vergrössert sich täglich mehr mit unserer Erziehung und Kultur. Man kann behaupten — und ich bin davon überzeugt — dass ein Bauer, ein Arbeiter, selbst wenn er weniger jung und behende ist wie

sein Herr, von der gleichen Katastrophe bedroht, zwei oder drei Chancen mehr hat als dieser, heil davon zu kommen. Im ganzen genommen gibt es keinen Unfall, bei dem das Opfer nicht a priori unrecht hat. Es muss sich sagen — und dies ist buchstäblich wahr —, dass jeder andere an seiner Stelle davonkommen würde, folglich bleiben die meisten Wagnisse, die sich andere erlauben können, ihm untersagt. Sein Unbewusstes, das hier mit seiner Zukunft verschmilzt, ist nicht „schlagfertig“. Es muss in Zukunft seinem „Glück“ misstrauen. Es ist unter dem Gesichtspunkt der grossen Gefahren ein minus habens, wie der römische Rechtsbegriff lautet.

Das verhindert nicht, dass unsere Chancen im Vergleich zu denen der anderen Lebewesen wunderbar sind, wenn man die Hinfälligkeit unseres Körpers und die ungeheuren Kräfte der Aussenwelt sowie die zahllosen Gefahren, denen wir uns aussetzen, bedenkt. Unter unsern Maschinen, Apparaten, Giften, Feuern und Wassern, kurz all den mehr oder minder dienstbar gemachten, aber stets zur Empörung bereiten Naturkräften, setzen wir unser Leben zwanzig- oder dreissigmal mehr aufs Spiel als z. B. Pferd, Hund und Rind. Und doch wird bei einem Unfall auf der Strasse, einer Überschwemmung, einem Erdbeben, einem Sturm, einer Feuersbrunst, beim Fall eines Baumes, dem Zusammensturz eines Hauses das Tier fast immer leichter getroffen als der Mensch. Es ist klar, dass dieser durch seine Vernunft und Erfahrung sowie

durch sein Unbewusstes besser geschützt wird. Trotzdem möchte man sagen, dass hier noch etwas anderes mitspielt. Bei gleichen Gefahren und Zufällen und abgesehen von dem grösseren Geschick und der grösseren Sicherheit von Verstand und Instinkt scheint die Natur vor dem Menschen Furcht zu haben. Sie vermeidet in frommer Scheu, diesen so zarten Körper zu berühren; sie umgibt ihn mit einer Art von offenkundigem und unerklärlichem Respekt, und wenn wir sie dank unserer gebieterischen Fehler zwingen, uns wehe zu tun, so verletzt sie uns so wenig wie möglich.





WIR WOLLEN EHRlich VON DER grossen Wahrheit ausgehen: für die Besitzenden gibt es nur eine unzweifelhafte Pflicht: alles, was sie haben, herzugeben und sich auf das gleiche Niveau mit der besitzlosen Masse zu stellen. Für jedes klare Bewusstsein steht es fest, dass keine Pflicht gebieterischer ist, aber gleichzeitig, dass es an Mut fehlt, sie zu erfüllen. Überdies ist diese Pflicht in der heroischen Geschichte der Pflichten nie vollkommen erfüllt worden, selbst in den glühendsten Zeiten der Entsagung, in den Anfängen des Christentums und bei der Mehrzahl der Orden nicht, deren Kardinaltugend die Armut ist. Wenn wir uns also mit unserer Pflicht zu helfen befassen, so dürfen wir ja nicht vergessen, dass der Kernpunkt weislich umgangen ist. Diese Wahrheit überragt Alles. Gedenken wir daran, dass wir in ihrem Schatten sprechen und dass unsre kühnsten und extremsten Schritte uns nie an den Punkt führen werden, von dem wir eigentlich ausgehen müssten.

Da es sich hier anscheinend um eine absolute Unmöglichkeit handelt, über die noch zu erstaunen ein müssiges Spiel ist, so wollen wir die menschliche Natur nehmen, so wie sie sich uns darstellt. Da wir nicht die Kraft haben, den direkten Weg zu beschreiten, so wollen wir auf andren Wegen nach Dem suchen, was unser Gewissen solange ernähren kann, bis diese Kraft sich einstellt. Da gibt es z. B. — von der Hauptfrage zu geschweigen — zwei oder drei andre Fragen, die sich die Herzen von gutem Willen unablässig stellen. Was soll man in unserm gegenwärtigen Gesellschaftszustande tun? Soll man sich a priori und systematisch auf die Seite der Zerstörer unsres Gesellschaftsbaues stellen oder auf die Seite Derer, die unsern sozial-ökonomischen Zustand zu erhalten trachten? Ist es klüger, sich nicht ein für allemal zu binden, sondern nach Opportunität das zu verteidigen, was in beiden Parteien rationell erscheint? Es ist klar, dass ein aufrichtiges Gewissen in beiden Möglichkeiten ein Feld der Betätigung oder eine Wiege seiner Selbstvorwürfe finden kann. Und darum ist es angesichts dieser Wahl, die sich heutzutage jedem redlich Denkenden aufdrängt, wohl nicht unnütz, wenn man das Für und Wider abwägt, und einfacher abwägt, als es gewöhnlich geschieht, so etwa, wie es ein interesseloser Zuschauer von einem benachbarten Poeten täte.

Wir verzichten auf die meisten landläufigen Einwendungen und wollen nur die ins Auge fassen, die sich einigermaßen ernstlich verfechten lassen.

Die älteste von ihnen ist die, dass die Ungleichheit unvermeidlich sei und den Naturgesetzen entspreche. Unleugbar; aber die Menschheit ist sehr wahrscheinlich dazu geschaffen, sich über gewisse Naturgesetze zu erheben. Wenn sie darauf verzichtete, sich über mehrere dieser Gesetze hinauszuschwingen, so wäre ihr Dasein als solches gefährdet. Es entspricht ihrer besonderen Natur, andren Gesetzen zu gehorchen als die Tierwelt. Überdies hat man diesen Einwand schon seit langem unter die Zahl derer verwiesen, die im Prinzip undiskutierbar sind und die strikt angewandt zur Ermordung der Schwachen, Kranken, Greise usw. führen würden.

Zweitens sagt man: um den Sieg der Gerechtigkeit zu beschleunigen, dürfen die Besten sich nicht voreilig ihrer Waffen begeben, namentlich nicht der wirksamsten: Reichtum und Musse. Hier wird die Notwendigkeit des grossen Opfers genugsam anerkannt und nur seine Opportunität in Frage gestellt. Zugegeben — aber nur soweit, als man sich einig ist, dass Reichtum und Musse lediglich zur Beschleunigung des Sieges der Gerechtigkeit dienen.

Ein andres konservatives Argument, das Aufmerksamkeit verdient, lautet, dass die Vermeidung von Gewalttat und Blutvergiessen die erste Menschenpflicht sei, darum sei es notwendig, dass die soziale Entwicklung sich nicht zu rasch vollziehe, dass sie langsam heranreife und dass man ihre Heftigkeit mässigen müsse, damit die grosse Masse durch schrittweise Aufklärung und ohne gefährliche Erschütterungen zu einer Freiheit und Güterfülle gelangt, die heute nur geeignet wäre, ihre schlimm-

sten Instinkte zu entfesseln. Auch dies ist zuzugeben; trotzdem wäre es interessant zu berechnen, — da man ja zum Guten nur durch das Böse gelangt —, ob die Übel einer plötzlichen, radikalen, blutigen Revolution grösser wären als die ewigen Leiden einer langsamen Entwicklung. Es stünde die Frage offen, ob es nicht vorteilhafter wäre, sobald wie möglich zu handeln, und ob das stille Dulden der Unglücklichen, die des Tages der Gerechtigkeit harren, alles in allem genommen nicht schwerer wiegt als die Leiden, welche die Besitzenden von heute ein paar Wochen oder Monate zu gewärtigen hätten? Man vergisst geflissentlich, dass die Plagen des Elends weniger laut und sichtbar, aber ungleich zahlreicher, grausamer und wirkungsvoller sind als die der furchtbarsten Revolutionen.

Das letzte und vielleicht das verwirrendste Argument lautet: die Menschheit durchlebt seit einem Jahrhundert die fruchtbarsten, siegreichsten und vielleicht ausschlaggebenden Jahre ihres Geschickes. Sie scheint, wenn man die Vergangenheit betrachtet, in der entscheidenden Entwicklungsphase zu stehen. Gewisse Anzeichen sprechen dafür, dass sie fast ihre Höhe erreicht hat. Sie durchlebt eine Periode der Inspiration, der man keine andre historische zur Seite stellen kann. Ein Nichts, eine letzte Anstrengung, ein Lichtblitz, der die verstreuten oder entstehenden Intuitionen und Entdeckungen verknüpft, trennt sie vielleicht allein noch von den grossen Mysterien. Sie hat sich an Probleme heran-

gewagt, deren Lösung auf Kosten des Erbfeindes, d. h. des grossen unbekanntes Weltalls, alle Opfer, die die Gerechtigkeit den Menschen abfordert, unnötig machen würde. Wäre es nicht gefährlich, diesen Aufschwung zu hemmen, diese kostbare, heikle und höchste Minute zu stören? Ja, wenn man auch zugibt, dass das einmal Erworbene nicht mehr verloren gehen kann wie in den Stürmen früherer Revolutionen, so ist es doch zu befürchten, dass die ungeheure Zerstörung, welche die Gerechtigkeit fordert, dieser glücklichen Periode ein jähes Ende bereitet. Es ist nicht sicher, ob sie für lange Zeit wiederkehrt, denn die Gesetze, die den Genius der Art inspirieren, sind ebenso launisch, ebenso unbeständig wie die, welche den Genius des Einzelnen inspirieren.

Dies Argument ist, wie gesagt, wohl das beunruhigendste. Aber es legt einer Gefahr, die zu unbestimmt ist, zuviel Wert bei. Überdies würde diese kurze Unterbrechung des menschlichen Sieges wunderbar kompensiert. Können wir denn voraussehen, was eintreten wird, wenn die gesamte Menschheit an der geistigen Arbeit teilnimmt, welche die eigentliche Arbeit der menschlichen Gattung ist? Heute befindet sich kaum ein Gehirn unter zehntausend in Verhältnissen, die seine Tätigkeit vollkommen begünstigen. Eine ungeheure Vergeudung von Geisteskräften findet heute statt. Der Müssiggang erstickt in den oberen Schichten ebensoviel geistige Energie, wie die Handarbeit in den unteren. Es ist unbestreitbar, dass an dem Tage, wo alle in der Lage sind, die heute nur einigen

Erwählten des Zufalls vorbehaltene Aufgabe zu erfüllen, tausendfältige Möglichkeiten zur Erreichung des geheimnisvollen Zieles entbunden werden.

Das ist, so meine ich, das beste Für und Wider, das sind die rationellsten Gründe für die, welche keine Eile haben, zum Ziel zu kommen. Inmitten dieser Gründe ragt der ungeheure Fels der Ungerechtigkeit. Es ist unnütz, ihm eine Stimme zu leihen. Er bedrückt die Gewissen und beschränkt die Geister. Darum kann es sich auch nicht darum handeln, ihn unangetastet zu lassen; man bittet nur die, welche ihn umstürzen wollen, um ein paar Jahre Geduld, damit seine Umgebung abgetragen werden kann und sein Fall weniger verhängnisvoll wird. Soll man diese Frist gewähren und welches unter diesen Motiven der Eile oder des Aufschubs soll der redlich Denkende wählen?

Scheinen die Gründe, die für einige Jahre Aufschub sprechen, hinzureichen? Sie scheinen ziemlich heikel, doch wäre es andererseits ungerecht, sie zu verwerfen, ohne das Problem von einem höheren Punkt als dem des reinen Verstandes zu betrachten. Diesen Punkt muss man immer aufsuchen, wenn es sich um Fragen handelt, die über die menschliche Erfahrung gehen. Man könnte z. B. sehr wohl die Behauptung aufrecht erhalten, dass diese Wahl nicht für alle die gleiche ist. Die Art, die wahrscheinlich ein unendliches Bewusstsein ihrer Geschicke hat, die kein Einzelwesen erfassen kann, hätte demnach die Rollen in dem grossen Drama

der Entwicklung einem jeden nach Gebühr zugewiesen. Aus uns nicht immer ersichtlichen Gründen muss sie ohne Zweifel langsam fortschreiten; darum wird sie durch ihre riesige Masse an Vergangenheit und Gegenwart gefesselt, und sehr redliche Geister können sich in dieser Masse befinden, während sehr mittelmässige sich ihr entziehen können. Ob seitens des Lichts oder der Finsternis Zufriedenheit oder selbstlose Unzufriedenheit herrscht, spricht wenig mit; es ist dies oft viel mehr eine Frage der Prädestination und der Rollenverteilung als der Prüfung. Wie dem aber auch sei, so wäre dies für uns, deren Vernunft die Schwäche der Argumente der Vergangenheit schon richtet, ein neues Motiv zur Ungeduld. Nehmen wir zum Überfluss ihre Kraft als sehr plausibel an. Es genügt also, dass die Gegenwart uns gar nicht befriedigt, damit wir die sozusagen organische Pflicht haben, alles zu zerstören, was sie erhält, um der Zukunft einen Weg zu bereiten. Selbst wenn wir die Gefahren und Unzuträglichkeiten einer allzuraschen Entwicklung sehr deutlich erkennen, so ist es doch Pflicht, um die vom Genius der Art geforderten Funktionen getreu zu erfüllen, dass wir alle Geduld, alle Bedachtsamkeit hintansetzen. In dem sozialen Dunstkreise stellen wir den Sauerstoff dar, und wenn wir uns wie der träge Stickstoff benehmen, so sind wir Verräter an der Mission, die uns die Natur anvertraut hat; und das ist auf der Leiter der Verbrechen, die uns noch bleiben, das schwerste und unverzeihlichste. Wir brauchen uns um die oft schlimmen Folgen unserer Eile

nicht zu kümmern; das gehört nicht zu unserer Rolle, und wenn wir dem Rechnung tragen, so fügen wir dieser Rolle falsch tönende Worte hinzu, die nicht in dem wirklichen, von der Natur diktierten Text stehen. Die Menschheit hat uns dazu bestimmt, das am Horizont Aufziehende zu empfangen. Sie hat uns ein Amt gegeben, über das wir nicht streiten können. Sie verteilt ihre Kräfte nach ihrem Belieben. An allen Kreuzwegen der Strasse, die zur Zukunft führt, hat sie gegen uns Zehntausend aufgestellt, die die Vergangenheit beschützen; fürchten wir also nicht, dass die schönsten Bollwerke der Vergangenheit ungenügend verteidigt seien! Wir sind nur zu leicht geneigt, zu zaudern und über unabwendbare Trümmer gerührt zu werden; das ist unser grösstes Unrecht. Das mindeste, was die Furchtsamsten unter uns tun können — und sie sind schon nahe daran, Überläufer zu werden, — ist, dass sie die ungeheure tote Last, die die Natur mit sich schleppt, nicht noch vermehren. Mögen die andren blind dem inneren Drange der Macht folgen, die sie weiter treibt. Wenn ihre Vernunft auch keine der extremen Massregeln billigt, an denen sie teilnehmen, so mögen sie über ihre Vernunft hinaus hoffen und handeln; denn man muss in allen Dingen wegen der Anziehungskraft höher zielen, als auf das, was man treffen möchte.

Fürchten wir nicht, dass wir zu weit fortgerissen werden, und lassen wir uns unsere Glut durch keine Überlegung, so gerechtfertigt sie sei, dämpfen oder brechen. Unsere Zukunftsexzesse sind zum

Gleichgewicht des Lebens vonnöten. Zu viele ringsum haben die ausschliessliche Pflicht, die sehr deutliche Mission, die Feuer, die wir entzünden, auszulöschen. Gehen wir immer bis auf den äussersten Punkt unserer Gedanken, Hoffnungen und unserer Gerechtigkeit. Überreden wir uns nicht, dass diese Tätigkeit nur den Besten zustände: nein, auch die Bescheidensten unter uns, die ein zukünftiges Morgenrot ahnen, ohne es zu begreifen, auch sie müssen es auf der Spitze ihrer Persönlichkeit erwarten. Ihre Gegenwart auf diesen Zwischengipfeln wird den gefährlichen Zwischenraum zwischen den Ersten und Letzten mit lebender Substanz erfüllen und die unerlässliche Verbindung zwischen der Vorhut und der grossen Masse aufrecht erhalten.

Denken wir bisweilen an das grosse unsichtbare Schiff, das unsere menschlichen Geschicke in die Ewigkeit trägt. Es hat seine Segel und seinen Ballast wie die Schiffe unserer begrenzten Ozeane. Wenn man fürchtet, dass es beim Verlassen des Hafens rollt oder stampft, so ist dies kein Grund, den Ballast zu vermehren, indem man die schönen weissen Segel in die Tiefe des Schiffsraums hinabträgt. Sie sind nicht dazu gewebt, in der Dunkelheit neben den Steinen des Weges zu schimmeln. Ballast findet man überall; alle Steine des Hafens, aller Dünensand ist gut dazu. Aber die Segel sind selten und kostbar; ihr Platz ist keineswegs in der Nacht des untersten Schiffsraums, sondern im Lichte der hohen Masten, wo sie vom Hauche des weiten Raumes schwellen.

Sagen wir uns nicht: im Mass, in der mittelmässigen Ehrbarkeit liegt allemal die bessere Wahrheit. Das könnte wahr sein, wenn die Mehrzahl der Menschen nicht soviel niedriger dächte und hoffe, als sie sollte. Darum ist es nötig, dass die andren höher denken und hoffen, als es vernünftig scheint. Das ehrliche Mittelmass von heute wird morgen das am wenigsten menschliche sein. Ich finde soeben durch Zufall in einer alten flämischen Chronik von Marcus van Warnewyk ein ausgezeichnetes Beispiel des gesunden Menschenverstandes oder der goldenen Mittelstrasse. Marcus van Warnewyk war ein reicher Genter Bürger, literarisch tätig und sehr gelehrt. Er hat uns ein genaues Tagebuch aller Ereignisse in seiner Vaterstadt von 1566 bis 1568 hinterlassen, d. h. von dem ersten Taumel der Bilderstürmer bis zu der furchtbaren Bedrückung durch Alba. Das bewundernswerte an diesem authentischen und reizvollen Bericht ist nicht sowohl das lebendige Kolorit, die malerische Exaktheit der kleinsten Bilder: die Scheiterhaufenszenen, Martern, Hängungen, Aufstände, Schlachten, Predigten usw. in der Manier Breughels, als vielmehr die heitere und klare Unparteilichkeit des Erzählers. Als überzeugter Katholik tadelt er massvoll und unterschiedslos die Exzesse der Reformation und der Spanier. Er ist der unbestechliche Richter, der Gerechteste der Gerechten. Er stellt die höchste praktische und abgewogene Weisheit, den besten Willen, die vernünftigste, gesündeste Menschlichkeit dar, die gleichmässigste Nachsicht, das aufgeklärteste Mit-

leid seiner Zeit. Er erlaubt sich oft ein Wort des Bedauerns, dass so viele Hinrichtungen nötig seien. Er scheint zu glauben — ohne diese paradoxe Meinung offen zu verfechten —, dass es vielleicht nicht unumgänglich wäre, eine so grosse Zahl von Ketzern zu verbrennen. Aber er scheint nicht einen Augenblick zu ahnen, dass es noch besser wäre, überhaupt keinen zu verbrennen. Diese Ansicht ist so extravagant, steht so am letzten Ende des menschlichen Denkens, dass sie ihm nicht einmal in den Kopf kommt, dass sie am Horizont oder auf den Gipfeln des Verstandes seiner Epoche noch nicht erscheint. Es ist trotzdem die bescheidene Durchschnittsmeinung von heute. Und steht es gegenwärtig anders um die ungelösten Fragen der Ehe, der Liebe, der Religionen, der Autorität, des Krieges, der Gerechtigkeit usw.? Hat die Menschheit noch nicht Lebenserfahrung genug, um sich bewusst zu werden, dass allemal die extreme Idee, d. h. die höchste, die des Gipfels der Gedanken, Recht behält? Gegenwärtig fordert die vernünftigste Meinung hinsichtlich der sozialen Frage, alles mögliche zu tun, um die unvermeidlichen Ungerechtigkeiten nach und nach zu vermindern und das Glück gerechter zu verteilen. Die extreme Meinung verlangt auf der Stelle die völlige Teilung, die Aufhebung des Eigentums, die obligatorische Arbeit usw. Wir wissen noch nicht, wie ihre Forderungen sich verwirklichen werden; aber es ist schon von Stund' an gewiss, dass sie durch sehr einfache Umstände eines Tages ebenso natürlich erscheinen werden, wie die Aufhebung des Erstgeburtsrechtes

oder der Adelsprivilegien. In diesen Fragen der Dauer einer Art — und nicht eines Volkes oder Individuums — darf man sich nie auf die geschichtliche Erfahrung beschränken. Was sie bestätigt und was sie verneint, bewegt sich in einem nichtsagenden Kreise. Die Wahrheit liegt hier weit weniger im Verstande, der stets der Vergangenheit zugewandt ist, als in der Phantasie, die weiter sieht als die Zukunft.

AU⁷ser Verstand soll sich also bestreben, höher zu steigen als die Erfahrung.] Dies ist etwas leichtes für die Jugend, aber es ist heilsam, wenn auch die Mannheit und das Alter sich zu der erleuchteten Unwissenheit der Jugend erheben lernt. In dem Maasse, wie unser Leben flieht, müssen wir uns gegen die Gefahren wappnen, die unsrem Vertrauen zur Menschheit von der grossen Zahl der schlechten Menschen drohen, die uns begegnet sind. [Wir müssen ~~trutzdem~~ trotzdem fortfahren zu handeln, zu lieben und zu hoffen, als hätten wir es mit einer idealen Menschheit zu tun.] Dieses Ideal ist nur eine grössere Wahrheit als die, welche wir sehen. Die Verbrechen des Einzelnen trüben die allgemeine Reinheit und Unschuld ebensowenig, wie die Wogen der Oberfläche die tiefe Klarheit des Meeres trüben, wenn man aus einer gewissen Höhe darauf herablickt, wie die Luftschiffer wissen.

Hören wir also nur auf die Erfahrung, die uns vorwärts treibt, sie steht allemal höher als die, welche uns festhält oder zurückweist. Stossen wir

alle Ratschläge der Vergangenheit, die uns nicht in die Zukunft führen, zurück. Das haben gewisse Menschen der Revolutionszeit wunderbar und vielleicht zum erstenmal in der Geschichte begriffen; und darum schuf diese Revolution die grössten und dauerhaftesten Dinge. Hier lehrt uns die Erfahrung im Gegensatz zu den Ereignissen des täglichen Lebens, dass man vor allem zerstören muss. In jedem sozialen Fortschritt ist die grosse, die einzig schwierige Arbeit die Zerstörung der Vergangenheit. Wir haben nicht danach zu fragen, was wir an Stelle des Zertrümmerten setzen werden. Die Gewalt der Tatsachen und das Leben selbst wird das Aufbauen übernehmen. Sie haben es sogar sehr eilig, wieder aufzubauen, und es wäre nicht gut, diese überstürzte Arbeit noch zu unterstützen. Zögern wir also nicht, unsere zerstörenden Kräfte bis zum Übermass zu gebrauchen: neun Zehntel der Gewalt unserer Schläge gehen durch die Trägheit der Masse verloren, wie der schwerste Hammer Schlag in einem dicken Stein sich verliert und sozusagen unfühlbar wird für die Hand des Kindes, das diesen Stein hält.

Und fürchten wir nicht, dass es zu schnell geht. Wenn man in gewissen Stunden die Brücken allzu schnell zu verbrennen scheint, so ist dies ein Gegengewicht gegen die ungerechtfertigten Verzögerungen und ein Wiedereinholen der in tatlosen Jahrhunderten verlorenen Zeit. Der Weltprozess läuft in jenen Perioden der Trägheit weiter, und es ist wahrscheinlich notwendig, dass die Menschheit

sich an dem und dem bestimmten Punkt ihres Aufstieges befindet im Augenblick des und des siderischen Vorgangs, der und der dunklen Krise des Planeten, ja selbst der Geburt des und des Menschen. Der Instinkt der Art entscheidet über diese Dinge; ihr Schicksal ist es, das dann spricht; und wenn dieser Instinkt und dies Schicksal sich täuschen, so haben wir doch kein Recht zum Einschreiten, denn alle Kontrolle hat ein Ende; wir sind am Ende und auf dem Gipfel unserer selbst und darüber hinaus gibt es nichts, was unsern Irrtum berichtigen könnte.





XI
DIE UNSTERBLICHKEIT

WIR STEHEN AN DER SCHWELLE einer neuen Zeit, wo die Religionen auf die grossen Fragen der Menschheit keine Antwort mehr geben. Eines der brennendsten Probleme, über das wir uns am ungeduldigsten befragen, ist das des Lebens nach dem Tode. Ist mit dem Tode alles aus oder lässt sich ein Weiterleben denken? Wohin gehen wir und was wird aus uns? Was harret unser nach dem vergänglichen Traume, den man das Dasein nennt? Siegt in dem Augenblick, wo unser Herz stillsteht, der Geist oder der Stoff, beginnt das ewige Licht oder die endlose Finsternis?

Wie alles Bestehende sind auch wir unvergänglich. Wir können uns nicht vorstellen, dass etwas aus dem Weltall verschwindet. Neben dem Unendlichen kann man sich kein Nichts vorstellen, in dem auch nur ein Atom des Stoffes versinken und vergehen könnte. Alles, was ist, wird ewig sein; alles ist, und es gibt nichts, was nicht ist. Sonst müsste man ja glauben, dass unser Hirn mit der

Welt, die es zu begreifen trachtet, nichts gemein hat. Man müsste sich sogar sagen, dass es im Widerspruch mit der Welt funktioniert, was jedoch keineswegs wahrscheinlich ist, da es alles in allem nur eine Art von Reflex der Welt ist.

Was zu vergehen, oder wenigstens zu verschwinden und einander abzulösen scheint, das sind die Formen und Arten, wie wir den unvergänglichen Stoff perzipieren; aber wir wissen nicht, welche Realitäten hinter unserm Augenschein stehen. Er bildet das Gewebe der Binde, die auf unseren Augen liegt und durch ihren Druck auf sie alle Bilder unseres Lebens hervorruft. Wird diese Binde fortgenommen, was bleibt dann? Erkennen wir die Wirklichkeit, die ohne Zweifel draussen ist, oder hört selbst der Augenschein auf zu sein?

Ob es ein Nichts geben kann, oder ob nach unserem Tode alles weiter fortbesteht und nichts vergeht — danach fragen wir wenig. Das einzige, was uns an dieser Fortdauer berührt, ist das Los jenes kleinen Teiles unseres Daseins, welcher die Erscheinungen zu unseren Lebzeiten perzipierte. Wir nennen ihn unser Bewusstsein oder unser Ich. Dieses Ich, so wie wir es verstehen, wenn wir über seine Vernichtung und deren Folgen nachdenken, ist weder unser Körper noch unser Geist, denn wir erkennen, dass beide ewig verrinnende und wiederkehrende Fluten sind. Gibt es einen unerschütterlichen Punkt, der weder Form oder Stoff ist, die dem Wechsel unterliegen, noch das Leben selbst, das die Wirkung oder Ursache von

Form und Stoff ist? In Wahrheit vermögen wir diesen Punkt nicht zu fassen und zu definieren, noch zu sagen, wo er seinen Sitz hat. Wenn man bis zu seinem Ursprung zurückgehen will, so findet man nichts als eine Reihe von Erinnerungen, eine Folge von verworrenen und veränderlichen Vorstellungen, die sich an den gleichen Lebensinstinkt knüpfen, eine Reihe von Angewohnheiten unseres Empfindens, von bewussten oder unbewussten Reaktionen gegen die uns umgebenden Erscheinungen. Im Grunde ist der festeste Punkt in diesem Nebel unser Gedächtnis, das doch andererseits als ein recht äusserliches, zufälliges Vermögen und jedenfalls eines der schwankendsten unseres Hirns ist, eines von denen, die bei der geringsten Störung unserer Gesundheit schleunigst verschwinden.

Trotzdem ist dieses Ich, so ungewiss, unfasslich, flüchtig und hinfällig es auch sei, so sehr der Mittelpunkt unseres Wesens und scheint uns so ausschliesslich von Belang, dass alle Wirklichkeiten unseres Daseins vor diesem Phantom verblassen. Es ist uns völlig einerlei, ob unser Leib oder sein Stoff in der Ewigkeit alles Glück und allen Ruhm genießt, ob er die herrlichsten und köstlichsten Wandlungen durchmacht, ob er zu Blume, Duft, Schönheit, Licht, Weltäther oder Stern wird. Ebenso gleichgültig ist es uns, ob unser Verstand sich weiter entfaltet, bis er schliesslich in die Weltseele übergeht, das All begreift und lenkt. Unser Instinkt ist davon durchdrungen, dass dies alles uns nicht

berührt, uns keine Freude macht und nicht zu uns selbst gelangt, sofern jenes Gedächtnis für einige fast immer unwesentliche Tatsachen uns nicht begleitet und nicht Zeuge dieses unvorstellbaren Glückes ist. Es ist mir einerlei, ob das Höchste, Freiste und Schönste in meinem Geiste ewig lebt und leuchtet in erhabener Heiterkeit; es gehört mir nicht mehr an, ich kenne es nicht mehr. Der Tod hat das Netz der Nerven oder Erinnerungen zerschnitten, das diese Dinge mit irgend einem Zentrum verband, wo der empfindliche Punkt liegt, den ich als mein ganzes Ich empfinde. Von mir losgelöst, und in Raum und Zeit umhertreibend, gehen sie mich ebensowenig an wie das Schicksal des fernsten Sterns. Alles, was geschieht, existiert für mich nur dann, wenn ich es diesem geheimnisvollen Etwas zuführen kann, das, ich weiss nicht wo, ist — wahrscheinlich nirgends — und das ich wie einen Spiegel durch die Welt trage, deren Erscheinungen nur dann Gestalt gewinnen, wenn sie sich darin widerspiegeln.

So zerstört unser Wunsch nach Unsterblichkeit sich selbst, wenn er sich in Worte fasst, vorausgesetzt, dass wir den Brennpunkt unseres Nachlebens in diesem zufälligsten und flüchtigsten Teile unseres Gesamtdaseins sehen. Wenn unser Dasein nicht mit der Mehrheit seiner Nöte, Erbärmlichkeiten und Fehler, die ihm sein Gepräge geben, fort dauert, so meinen wir, dass es sich durch nichts mehr von dem der anderen Wesen unterscheidet; es wird zu einem Tropfen Unwissenheit im Meere

des Unbekannten, und alles, was daraus folgt, geht uns somit nichts mehr an.

Welche Unsterblichkeit kann man den Menschen versprechen, da sie sie fast mit Notwendigkeit so auffassen? Was ist da zu tun? sagt uns ein kindlicher und doch tiefer Instinkt. Jede Unsterblichkeit, in der wir jenes wunderliche Gedächtnis, das sich in ein paar Jahren der Betätigung bildete, nicht alle Ewigkeit hindurch nachschleppen, wie ein Galeerensträfling seine Kugel nachschleppt, jede Unsterblichkeit, die nicht das unzerstörbare Zeichen unserer Identität trägt, ist für uns so gut wie nicht vorhanden. Die meisten Religionen haben das wohl verstanden und jenem Instinkt Rechnung getragen, der das Nachleben zugleich wünscht und zerstört. So verspricht uns die christliche Kirche, indem sie auf unsere primitivsten Hoffnungen zurückgreift, nicht nur die völlige Erhaltung unseres irdischen Ichs, sondern sogar die Auferstehung unseres eigenen Fleisches.

Hier liegt des Rätsels Kern. Von diesem kleinen Bewusstsein, diesem Gefühl eines besonderen Ichs, das fast kindlich und jedenfalls äusserst beschränkt ist, von dieser wahrscheinlichen Schwäche unseres gegenwärtigen Verstandes zu verlangen, dass sie uns durch die unendliche Zeit begleite, damit wir diese fühlen und geniessen können: heisst das nicht, einen Gegenstand mit Hilfe eines Organs perzipieren wollen, das nicht dazu geschaffen ist, ihn zu perzipieren? Heisst es nicht von unserer Hand verlangen, dass sie das Licht fühlt, und von unserem Auge, dass es für Gerüche empfänglich ist? Und

heisst es andererseits nicht handeln wie ein Kranker, der, um wieder zu sich selbst zu kommen und seiner eigenen Identität gewiss zu sein, in dem Wahne lebt, dass er seine Krankheit mit in seine Gesundheit hinübernehmen müsse und in die endlose Folge der Tage? Dieser Vergleich hinkt zudem weniger, als Vergleiche sonst zu tun pflegen. Man denke sich einen von seiner Geburt an Gelähmten, Tauben und Blinden, der im dreissigsten Jahre steht. Was haben die Stunden in das bilderlose Gewebe dieses armseligen Lebens hineingewirkt? Der Unglückliche muss im Grunde seines Gedächtnisses mangels anderer Erinnerungen ein paar armselige Empfindungen für Wärme und Kälte, Ermüdung und Ruhe, mehr oder minder starken körperlichen Schmerz, Durst und Hunger bergen. Wahrscheinlich beschränken sich alle menschlichen Freuden, alle Hoffnungen und alle Träume von Idealen und Paradiesen für ihn auf das verworrene Wohlgefühl, das dem Aufhören eines Schmerzes folgt. Das also ist das einzige diesem Bewusstsein und diesem Ich gegebene Rüstzeug. Sein Verstand, der durch keine Reize der Aussenwelt geweckt ist, schläft in tiefer Selbstunkenntnis. Trotzdem hat auch dieser Unglückliche sein kleines Leben, an dem er mit ebenso engen, ebenso glühenden Banden hängt wie der Glückliche. Er fürchtet den Tod, und der Gedanke, in die Ewigkeit einzugehen, ohne die Empfindungen und Erinnerungen seines Siechbettes, seiner Finsternis und der ihn umgebenden Stille mitzunehmen, wird ihn in die gleiche Verzweiflung bringen wie uns der Gedanke, ein

Leben voller Ruhm, Licht und Liebe mit dem Trost und der Nacht des Grabes zu vertauschen.

Gesetzt, ein Wunder verliehe diesem Kranken plötzlich Gehör und Augenlicht und liesse ihn von seinen Kissen durch das offene Fenster den Sonnenaufgang über den Fluren, den Vogelgesang in den Zweigen, das Flüstern des Windes in den Blättern, das Rauschen des Wassers an den Ufern und den durchsichtigen Klang der menschlichen Stimmen auf den im Morgenlicht ruhenden Hügeln empfinden. Gesetzt auch, dasselbe Wunder vollendete sein Werk und gäbe ihm den Gebrauch seiner Glieder; er steht auf, er streckt seine Arme jenem Wunder entgegen, das für ihn noch keine Wahrscheinlichkeit und keinen Namen hat: dem Lichte! Er öffnet die Tür und wankt geblendet und sein ganzer Leib schmilzt vor all diesen Wundern dahin. Er tritt in ein unaussprechliches Dasein ein, in einen Himmel, den kein Traum vorausgeahnt hat, und durch eine in derartigen Fällen von Genesung sehr häufige Schicksalslaune löscht die Gesundheit, die ihn in dies unbegreifliche und unerfassliche Dasein führt, alle Erinnerungen an die Vergangenheit in ihm aus.

Welches wird der Zustand dieses Ich sein, dieses Brennpunktes, dieses Speichers aller unserer Empfindungen, dieses Ortes, zu dem alles zusammenstrebt, was unserem Leben zu eigen gehört, dieses höchsten „Ichpunktes“ unseres Wesens, wenn das Wort gestattet ist? Wird das verlorene Gedächtnis ihn einige Spuren des früheren Menschen wieder-

finden lassen? Eine neue Kraft, der Verstand, erwacht und entwickelt plötzlich eine unerhörte Tätigkeit. Welche Beziehungen wird der Verstand zu dem trägen und dunklen Kern behalten, dem er entsprossen ist? An welchen Zipfel seiner Vergangenheit wird er sich anklammern, um sich fortzupflanzen? Und trotzdem: bleibt nicht unabhängig von Gedächtnis, Verstand und ich weiss nicht welchen anderen Fähigkeiten irgend ein Gefühl oder Instinkt in ihm übrig, der ihn erkennen lässt, dass jenes befreiende Wunder in ihm selbst vor sich ging, dass es sein Leben ist und nicht das eines Nachbarn, das sich bis zur Unkenntlichkeit umgewandelt hat, aber dem Stoff nach das gleiche geblieben ist, das aus Finsternis und Schweigen zu Licht und Wohlklang emporwuchs? Können wir uns die Verwirrung, die Flut und Ebbe in diesem betörten Hirn vorstellen? Wissen wir, auf welche Weise das gestrige Ich sich mit dem heutigen verknüpfen wird und wie der Ichpunkt, der empfindliche Punkt der Persönlichkeit, der einzige, den wir unangetastet bewahren möchten, sich in diesen Delirien und Umwälzungen verhalten wird?

Versuchen wir zunächst, diese Frage, die ins Bereich unseres gegenwärtigen, sichtbaren Lebens gehört, mit genügender Deutlichkeit zu beantworten; aber wenn wir dies nicht können, wie wollen wir da hoffen, jenes andre Problem zu lösen, das sich vor jedem Menschen im Augenblick seines Todes auftut?

Diesen empfindlichen Punkt nun, in dem das ganze Problem liegt, denn er ist der einzige, der

in Frage kommt, und mit Ausnahme dessen, was ihn betrifft, ist die Unsterblichkeit gewiss, — diesen geheimnisvollen Punkt, dem wir angesichts des Todes solche Bedeutung beimessen, verlieren wir im Leben höchst seltsamerweise alle Augenblicke, ohne uns im mindesten darüber zu beunruhigen. Er verschwindet nicht nur jede Nacht, wenn wir schlafen, sondern auch in wachem Zustande hängt er von einer Menge von Zufälligkeiten ab. Eine Wunde, ein Stoss, ein Unwohlsein, ein paar Gläser Alkohol, ein wenig Opium oder Rauch genügen, um ihn auszulöschen. Selbst wenn er durch nichts beeinflusst wird, ist er nicht stets empfindlich. Es bedarf bisweilen einer Anstrengung, eines Sich-zusammennehmens, um ihn wieder in unsere Gewalt zu bekommen und uns bewusst zu werden, dass das und das Ereignis uns zustösst. Bei der geringsten Zerstretheit geht ein Glück an uns vorüber, ohne uns zu berühren, ohne uns die Lust, die es enthält, zu geben. Man möchte sagen, dieses Organ, durch das wir das Leben geniessen und in Beziehung zu uns setzen, funktioniert nur mit Unterbrechungen; es setzt oft aus und die Gegenwart unseres Ich, ausgenommen im Schmerz, ist nur eine schnelle und fortwährende Folge von Abwesenheiten und Wiederkehren. Was uns beruhigt, ist der feste Glaube, dass es beim Erwachen, nach der Verwundung, dem Stoss, der Zerstreuung unangetastet wiederkehrt; hingegen sind wir überzeugt — so hinfällig ist es nach unserem Empfinden — dass es in der furchtbaren Erschütterung, die Leben und Tod scheidet, auf ewig verschwinden muss.

Eine erste Wahrheit — in Erwartung anderer, die die Zukunft ohne Zweifel enthüllen wird — ist die, dass unsre Einbildungskraft in diesen Fragen über Leben und Tod sehr kindlich geblieben ist. Fast überall eilt sie dem Verstande voraus, aber hier steckt sie noch in den Kinderschuhen. Sie umgibt sich noch mit den barbarischen Träumen und Wünschen, worin sie schon die Befürchtungen und Hoffnungen des Höhlenmenschen wiegte. Sie fordert Unmögliches, weil zu Kleines. Sie heischt Vorrechte, die, wenn sie gewährt würden, furchtbarer wären als die ungeheuersten Missgeschicke, mit denen uns das Nichts bedroht. Können wir uns ohne Schauern eine Ewigkeit denken, die ganz und gar in unser winziges heutiges Bewusstsein eingekerkert ist? Da sieht man, wie wir in all diesen Dingen den unlogischen Launen der Phantasie gehorchen. Wer von uns, der heute Abend mit der wissenschaftlichen, experimentellen Gewissheit einschlief, in hundert Jahren wieder aufzuwachen, so wie er heute ist, mit unverändertem Leib, sogar unter der Bedingung, alle Erinnerung an sein voriges Leben zu verlieren (würden solche Erinnerungen nicht unnötig sein?), wer von uns würde diesen Säkularschlaf nicht mit der gleichen Zuversicht antreten, wie den sanften und kurzen Schlaf jener Nacht? Weit entfernt, ihn zu fürchten, würden sich viele zu dieser Probe mit besonderer Neugierde herandrängen. Manche würden den, der diesen Zauberschlaf austeilte, mit Bitten bestürmen, und das, was sie als eine wunderbare Verlängerung ihres Lebens ansehen würden, wie eine Gnade er-

flehen. Und doch: was bliebe ihnen während dieses Schlafes und was fänden sie nach ihrem Erwachen von sich selbst? Welches Band knüpfte sie in dem Augenblick, wo sie die Augen schliessen, an das Wesen, das ohne Erinnerungen in einer neuen, unbekanntem Welt erwachen soll? Und doch hängt ihre Zustimmung und all ihre Hoffnung beim Antritt jener langen Nacht von diesem Bande ab, das nicht vorhanden ist. In der Tat besteht zwischen dem wirklichen Tod und jenem Schlaf kein anderer Unterschied, als dieses Erwachen nach hundert Jahren, und der Entschlafene würde diesem Erwachen ebenso fremd gegenüberstehen wie der Geburt eines Nachgeborenen.

Wie sollen wir andererseits die Frage beantworten, wenn es sich nicht mehr um uns handelt, sondern um alles, was mit uns auf Erden atmet? Kümmern wir uns z. B. um das „Nachleben der Tiere“? Der treueste, zutunlichste und klügste Hund ist, sobald er tot ist, nur noch ein widerliches Überbleibsel, dessen wir uns schleunigst zu entledigen suchen. Wir sehen nicht einmal die Möglichkeit der Frage, ob etwas von dem geistigen Leben, das wir in ihm liebten, wo anders als in unserer Erinnerung weiterlebt und ob es für die Hunde ein Jenseits gibt. Es würde uns höchst lächerlich dünken, dass die Seele eines armen Hundes jenseits von Zeit und Raum auf Sternen oder in den grenzenlosen Palästen des Äthers für alle Ewigkeit sorgfältig erhalten würde, — die Seele eines armen Hundes, die sich aus fünf bis sechs rührenden, aber naiven Gewohnheiten, sowie aus

dem Bedürfnis zu essen, zu trinken, im Warmen zu schlafen, und seinesgleichen in der bekannten Weise zu begrüßen, zusammensetzt. Was würde auch von dieser Seele bleiben, die nur aus etlichen Bedürfnissen eines primitiven Körpers besteht, wenn dieser Körper nicht mehr ist?

Aber mit welchem Rechte denken wir uns einen Abgrund zwischen uns und dem Tier, einen Abgrund, der nicht einmal zwischen dem Mineral- und Pflanzenreich, noch zwischen dem Pflanzen- und Tierreich besteht? Mit keinem andern Rechte, als weil wir uns allem gegenüber, was auf Erden lebt, so fern und so anders fühlen, weil wir den Anspruch erheben, dass wir in eine Rangordnung und ein Reich gehören, zu dem selbst die Götter, die wir geschaffen haben, nicht immer Zutritt haben. Diesen Anspruch gilt es zuerst zu prüfen.

Es ist nicht möglich, alle Widersinnigkeiten unserer Phantasie über diesen Punkt aufzuzählen. So fügen wir uns ziemlich leicht in die Auflösung unseres Leibes im Grabe. Wir bestehen keineswegs darauf, dass er uns in die Unendlichkeit folge. Ja, bei einigem Nachdenken würde es uns sogar ärgern, wenn er uns dorthin folgte mit seinen unvermeidlichen Nöten, Schwächen, Hässlichkeiten und Lächerlichkeiten. Was wir mitzunehmen gedenken, ist unsre Seele. Aber welche Antwort sollen wir auf die Frage geben, ob es denkbar sei, dass diese Seele etwas anderes ist als die Gesamtheit unserer geistigen und moralischen Fähigkeiten, in Verbindung, wenn man will, um das Mass voll-

zumachen, mit allen denjenigen, die aus dem Instinkt, dem Unbewussten, dem Unbewusstsein entspringen? Nun aber befällt uns beim Nahen des Alters, wenn wir diese selben Eigenschaften bei uns oder bei den andern abnehmen sehen, nicht mehr Sorge und Verzweiflung als angesichts des langsamen Verfalls der Körperkräfte. Unsre verworrene Hoffnung auf ein Nachleben wird dadurch nicht erschüttert. Es dünkt uns ganz natürlich, dass der Zustand der einen dem Zustand der andern entspricht. Selbst wenn die ersteren in einem geliebten Wesen ganz erlöschen, glauben wir nicht, dass wir es verloren haben, noch dass es sein Ich, seine geistige Persönlichkeit verloren habe, von der doch nichts mehr übrig ist. Wir würden seinen Tod nicht beweinen, wir würden nicht glauben, dass dieses Wesen nicht mehr ist, wenn der Tod diese Eigenschaften in ihrem Verfallzustand verschonte. Aber wenn wir der Auflösung unseres Leibes im Grabe und der Auflösung unserer Geistesfähigkeiten bei Lebenszeit keinen Wert beimessen: was soll der Tod dann nach unserem Wunsche verschonen und welchen nicht zu verwirklichenden Traum wünschen wir verwirklicht?

In Wahrheit können wir, wenigstens für den Augenblick, keine annehmbare Antwort auf die Unsterblichkeitsfrage geben. Warum darüber erstauen? Vor mir auf dem Tisch steht meine Lampe. Sie birgt kein Geheimnis; sie ist der älteste, bekannteste und vertrauteste Hausgegenstand. Ich sehe Petroleum, Docht und Zylinder, und alles das

bringt Licht hervor. Das Rätsel fängt erst an, wenn ich frage, was das Licht ist, woher es kommt, wenn ich es rufe, und wohin es geht, wenn ich es auslösche. Und sogleich waltet um dieses kleine Gerät, das ich aufhebe, auseinandernehme und mit meinen Händen geschaffen haben könnte, ein unergründbares Rätsel. Man versammle um einen Tisch alle Menschen dieser Welt: kein einziger kann uns sagen, was diese leichte Flamme ist, die ich nach meinem Belieben entstehen oder vergehen lasse. Wagt einer von ihnen eine jener wissenschaftlichen Erklärungen zu geben, so wird durch jedes erklärende Wort das Unbekannte vermehrt, und überall öffnen sich unverhoffte Türen auf die unendliche Nacht. Wenn wir nicht das geringste wissen über Wesen, Schicksal und Leben einer kleinen und vertrauten Flamme, deren Elemente samt und sonders von uns herrühren, deren Ursprung, nächste Folgen und Wirkungen in einem Porzellanbecken liegen: wie will man da hoffen, das Unbegriffene in einem Menschenleben zu ergründen, dessen einfachste Elemente Millionen von Jahren und Milliarden von Meilen über unsern Verstand hinaus liegen in Zeit und Raum?

Die Menschheit ist seit ihrem Bestehen um keinen Schritt weiter gekommen auf dem Wege des Mysteriums, über das wir nachgrübeln. Jede Frage, die wir uns darüber stellen, berührt nirgends die Sphäre, in welcher unser Verstand sich gebildet hat und sich betätigt. Es gibt vielleicht keine mögliche oder denkbare Beziehung zwischen dem Or-

gan, das die Frage stellt, und der Wirklichkeit, die darauf antworten müsste. Die eifrigsten und ernstesten Nachforschungen der letzten Jahre haben nichts ergeben. Gelehrte und gewissenhafte psychische Gesellschaften haben namentlich in England eingewaltiges Tatsachenmaterial zusammengebracht, um zu beweisen, dass das Leben geistreicher oder nervöser Menschen den Tod des Körpers um einige Zeit überdauern kann. Nehmen wir an, diese Tatsachen seien unbestreitbar und wissenschaftlich festgelegt, trotzdem würden sie den Punkt, wo das Mysterium anfängt, höchstens um wenige Linien, um einige Stunden verschieben. Wenn ein geliebtes Wesen völlig erkennbar und anscheinend so lebendig, dass ich es anrede, heute abend in dem nämlichen Augenblick in meinem Zimmer erscheint, wo sein Leben dem tausend Meilen entfernt liegenden Körper entflieht, so ist das ohne Zweifel höchst seltsam, wie alles in einer Welt, deren erstes Wort wir nicht verstehen, aber es beweist höchstens, dass die Seele, der Geist, der Hauch, die unfassliche nervöse Kraft des zartesten Teiles unseres Stoffes, sich von ihm loslösen und ihn einen Augenblick überleben kann, wie die Flamme einer ausgelöschten Lampe sich bisweilen vom Docht ablöst und einen Augenblick in der Nacht flackert. Die Erscheinung ist gewiss erstaunlich; aber da diese Art von geistiger Kraft Tatsache ist, müsste es uns viel mehr verwundern, dass sie sich nicht häufiger und abhängig von unserm Willen mitten im Leben zeigt. Jedenfalls bietet sie keine Erklärung für die Frage. Nie hat eine dieser Er-

scheinungen das geringste Bewusstsein eines neuen überirdischen Lebens kundgegeben, das verschieden wäre von dem, welches dem Leibe, aus dem es hervorging, entflohen ist. Im Gegenteil scheint das geistige Leben aller von dem Augenblick an, wo es „rein“ sein sollte, da es ja vom Stoffe befreit ist, sehr viel minderwertiger als zu der Zeit, wo die Materie es noch umgab. Die meisten setzen die nichtssagendsten Gewohnheiten in einer Art somnambuler Betäubung mechanisch fort. Der eine sucht seinen Hut, den er auf einem Stuhl vergessen hat, der andere sorgt sich um eine kleine Schuld oder sieht nach der Uhr. Und kurz danach, wenn das wirkliche Nachleben anfangen sollte, lösen sie sich auf und verschwinden für immer. Ich gebe zu, dies beweist nichts für noch gegen das Nachleben. Wir wissen nicht, ob diese kurzen Erscheinungen der erste Schimmer eines anderen Lebens oder der letzte Strahl des irdischen sind. Vielleicht benutzen die Toten derart, weil ihnen kein anderes Mittel bleibt, dies letzte Band, das sie an unsere Sinne knüpft und sie uns fühlbar macht. Vielleicht fahren sie fort, um uns zu leben, aber es gelingt ihnen trotz alles Bemühens nicht, uns eine Vorstellung von ihrer Gegenwart zu geben, weil uns das Organ fehlt, um sie zu perzipieren; ebenso wie all unsere Bemühungen einem Blindgeborenen nicht den geringsten Begriff von Licht und Farbe geben könnten. Jedenfalls steht das eine fest, dass die Forschungen und Arbeiten der neuen „Borderlandgesellschaft“, wie die Engländer sie nennen, das Problem nicht um einen Schritt weitergebracht haben, als wo es

sich seit den Anfängen des menschlichen Denkens befand.

In der unüberwindbaren Unwissenheit, in der wir leben, hat unsere Phantasie also die Wahl zwischen unseren ewigen Geschicken. Nun aber zwingt uns die Prüfung der verschiedenen Möglichkeiten zu der Erkenntnis, dass die schönsten nicht die unwahrscheinlichsten sind. Eine erste Hypothese ist, wie wir sahen, ohne weiteres abzuweisen, nämlich die der völligen Auflösung. Eine zweite, der unsere blinden Instinkte leidenschaftlich Vorschub leisten, verspricht uns die mehr oder minder vollständige Erhaltung unseres Bewusstseins oder unseres gegenwärtigen Ich durch alle Ewigkeit. Wir sind auch auf diese Hypothese eingegangen, die etwas annehmbarer scheint als die erstere, im Grunde aber so eng, naiv und kindlich ist, dass man weder für den Menschen noch für die Pflanzen und Tiere die Möglichkeit sieht, sie ohne Widerstand im grenzenlosen Raum und der unendlichen Zeit unterzubringen. Zudem wäre sie von allen möglichen Geschicken das einzig wirklich furchtbare und die einfache Vernichtung wäre tausendmal vorzuziehen.

Bleibt die doppelte Hypothese eines unbewussten Nachlebens oder eines solchen mit erweitertem und verändertem Bewusstsein, von dem das, welches wir heute haben, uns keinerlei Begriff geben kann; vielmehr hindert es uns, jenes zu verstehen, ebenso wie unser unvollkommenes Auge uns hindert, ein anderes Licht wahrzunehmen als das, welches

zwischen Rot und Ultraviolett liegt; und doch ist es gewiss, dass diese wahrscheinlich wunderbaren Strahlen einen Augapfel, der anders geformt ist, als der unsre, selbst in der schwärzesten Nacht blenden würden.

Aber diese Hypothese, die anfangs als eine doppelte erscheint, reduziert sich auf die einfache Bewusstseinsfrage. Sagt man z. B., wie es auch uns bedünken will, dass ein Nachleben ohne Bewusstsein der Vernichtung gleichkommt, so schneidet man damit das Bewusstseinsproblem, das vornehmste und dunkelste von allen, die uns angehen, a priori und ohne Überlegung an.

Es ist nach dem Zeugnis aller Metaphysiker das schwierigste, das existiert, da der Gegenstand der Erkenntnis identisch ist mit dem, was erkennen will. Was vermag also dieser Spiegel, der fortwährend sich selbst gegenübersteht, als sich selbst ad infinitum und fruchtlos zu bespiegeln? Dennoch schläft in diesem Reflex, der unfähig ist, seiner eigenen Vielfältigung zu entrinnen, der einzige Strahl, der alles übrige erleuchten kann. Was tun? Es gibt kein anderes Mittel, seinem Bewusstsein zu entrinnen, als es zu leugnen und als eine organische Krankheit des irdischen Verstandes anzusehen, ja zu versuchen, diese Krankheit durch eine Tat zu heilen, die uns als eine Tat des absichtlichen, gewalttätigen Wahnsinns erscheinen muss, die aber, von jenseits unseres Augenscheins gesehen, wahrscheinlich eine Tat der Gesundheit ist.

Aber wir können nicht entrinnen; das Schicksal zwingt uns in den Zauberkreis unseres Bewusst-

seins zurück, das auf unserem Gedächtnis, unserer wertvollsten Fähigkeit beruht. Da augenscheinlich nichts zugrunde gehen kann, so — sagen wir — haben wir unweigerlich schon vor unserem gegenwärtigen Dasein gelebt. Da wir jedoch dieses frühere Dasein mit dem gegenwärtigen Leben nicht verknüpfen können, so ist uns diese Gewissheit so gleichgültig und liegt uns so fern wie alle Gewissheiten des Nachlebens. Und so fordern wir für unser präexistentes Dasein wie für unser Leben nach dem Tode gleichfalls das mnemonische Ich, das uns wieder einmal die Frage stellen lässt, ob das, was es in den kurzen Tagen unseres bewussten Daseins leistet, wirklich so bedeutsam ist, um derart allein von seinem Standpunkte aus das Unsterblichkeitsproblem zu lösen. Folgt daraus, dass wir unser Ich unter einer so ausschliesslichen, so besonderen, so unvollkommenen, hinfalligen und kurzlebigen Gestalt geniessen, dass es keine andere Art von Bewusstsein und kein anderes Mittel gibt, das Leben zu geniessen? Ein Volk von Blindgeborenen — der Vergleich drängt sich immer wieder auf, da er unsere Lage in der Weltennacht am besten veranschaulicht — ein Volk von Blindgeborenen, dem ein einziger Sehender die Heiterkeit des Lichtes offenbarte, würde nicht nur dessen Möglichkeit, sondern selbst dessen Denkbarekeit leugnen. Und steht es für uns nicht so gut wie fest, dass uns hienieden neben tausend anderen Sinnen auch ein höherer Sinn fehlt, als der unseres mnemonischen Gedächtnisses, um unser Ich sicherer und ausgiebiger zu geniessen? Könnte man nicht

sagen, dass wir bisweilen dunkle Spuren oder Strebungen dieses Sinnes im Keim oder in verkümmertem Zustande antreffen, jedenfalls aber unterdrückt und fast erdrückt von unserer irdischen Lebensmechanik, die alle Vorgänge unseres Daseins auf denselben empfindlichen Punkt zentralisiert? Gibt es nicht gewisse verworrene Augenblicke, wo in uns, so unerbittlich und wissenschaftlich man dem Egoismus bis auf seine fernsten und geheimsten Wurzeln nachgeht, etwas absolut Selbstloses übrig bleibt, welches das Glück der Mitmenschen genießt? Ist es nicht ebenso möglich, dass die unegoistischen Freuden der Kunst, die stille, restlose Befriedigung beim Anblick einer schönen Statue, eines vollendeten Kunstdenkmals, das uns nicht gehört, das wir nicht wieder sehen werden, das keinen Sinnenkitzel hervorruft, das uns keinen Nutzen bringen kann — dass diese Befriedigung, sage ich, der bleiche Schimmer eines anderen Bewusstseins ist, das durch eine Spalte unseres mnemonischen Bewusstseins hindurchdringt? Wenn wir uns von diesem anderen Bewusstsein keine Vorstellung machen können, so ist dies kein Grund, es zu leugnen. Ich glaube im Gegenteil, dass es klüger wäre, einen Grund, es zu bejahen, darin zu sehen. Unser ganzes Leben spielt sich inmitten von Dingen ab, die wir uns nicht vorstellen könnten, wenn unsere Sinne, statt uns alle miteinander verliehen zu sein, uns nur einer nach dem andern und von Jahr zu Jahr gegeben würden. Überdies zeigt uns ja einer dieser Sinne, der Geschlechtssinn, der erst mit den Pubertätsjahren

erwacht, dass die Entdeckung einer unvermuteten Welt und mit ihr die Schwerpunktsverschiebung unseres ganzen Daseins von einem Zufall unseres Organismus abhängt. Während der Kindheit ahnen wir nichts von jener Welt von Leidenschaften, Liebesrausch und Liebesschmerz, welche die Erwachsenen kennen. Wenn der Zufall ein undeutliches Echo dieser Welt an unsere unschuldigen und neugierigen Kinderohren trüge, so würden wir nicht begreifen, welche Art von Wahnsinn oder Raserei sich derart der Erwachsenen bemächtigt, und wir würden uns im gegebenen Augenblick vornehmen, verständiger zu sein, — bis eines Tages die Liebe durchbricht und das Gravitationszentrum aller unserer Gefühle und unserer Vorstellungen gewaltsam verschiebt. Man sieht also: begreifen oder nicht begreifen hängt von zu wenigem ab, als dass wir ein Recht hätten, an der Möglichkeit dessen zu zweifeln, was wir uns nicht vorstellen können.

Was uns noch von den Schätzen der Welt fernhält und noch lange fernhalten wird, ist die ererbte Resignation, mit der wir uns in das Gefängnis unserer Sinne fügen. Unsere Phantasie, so wie wir es heute halten, gibt sich zu leicht mit dieser Gefangenschaft zufrieden. Sie ist freilich die sklavische Tochter dieser Sinne, die sie allein ernähren. Aber sie vernachlässigt zu sehr die Pflege der Intuition und der Vorgefühle, die ihr sagen, dass sie sinnlos eingekerkert ist und dass sie Auswege suchen soll, auch über die gewaltigsten und unend-

lichsten Kreise hinaus, die sie sich vorstellen kann. Es kommt darauf an, dass sie sich immer ernstlicher sage, dass die Schwelle der wirklichen Welt Milliarden von Meilen über ihre ehrgeizigsten und verwegensten Träume hinausliegt. Nie hatte sie so sehr das Recht und die Pflicht, einen tollen Wagemut darin zu zeigen. Alles, was sie in Zeit und Raum hinzustellen und zu vervielfältigen vermag, und ginge es bis an die Grenzen ihrer Vorstellungskraft, ist nichts im Vergleich zu dem, was wirklich existiert. Die kleinsten Offenbarungen der Wissenschaft im bescheidenen Alltagsleben zeigen ihr bereits, dass sie selbst in diesem schlichten Kreise nicht imstande ist, der Wirklichkeit die Stirn zu bieten, dass sie fortwährend überholt, verblüfft und geblendet wird von allem Unverhofften, was sich in einem Stein, einem Salz, einem Glas Wasser, einer Pflanze, einem Insekt birgt. Es ist schon etwas wert, hiervon durchdrungen zu sein, denn dies führt zu einer Geistesverfassung, die auf jede Gelegenheit zum Durchbrechen des Zauberings unserer Blindheit lauert; es überzeugt uns davon, dass wir innerhalb dieses Kreises keine endgültige Wahrheit finden können und dass alle Wahrheiten ausserhalb liegen. Um das Augenmass zu behalten, muss der Mensch sich jederzeit sagen, dass er, wenn er plötzlich mitten unter die Realitäten des Weltalls versetzt würde, vollständig einer Ameise gliche, die nur die schmalen Pfade, die engen Löcher, die Zugänge und Horizonte ihres Ameisenhaufens kennt und sich mit einem Male auf einem Strohalm im Atlantischen Ozean befände.

Inzwischen, bevor wir dem Gefängnis entrinnen, das uns mit den Realitäten, die über unsere Einbildungskraft gehen, keine Fühlung gewinnen lässt, haben wir viel mehr Aussicht, einen Zipfel der Wahrheit zu erhaschen, indem wir uns die undenkbarsten Dinge ausdenken, als indem wir uns alle Mühe geben, die Träume unserer Phantasie zwischen den Dämmen der Logik und des heute Möglichen durch die Ewigkeit zu leiten. Trachten wir also danach, jedesmal, wenn ein neuer Traum sich einstellt, die Binde unseres Erdenlebens von unseren Augen zu schieben! Sagen wir uns, dass unter allen Möglichkeiten, die uns das Weltall noch verbirgt, eine der am leichtesten zu verwirklichenden, eine der wahrscheinlichsten, am wenigsten ehrgeizigen und am wenigsten verwirrenden sicherlich die ist, unser Wesen höher, weiter, vollkommener, dauerhafter und sicherer zu genießen, als es uns von unserem gegenwärtigen Bewusstsein geboten wird! Ist diese Möglichkeit einmal zugegeben — und es gibt wenige von gleicher Wahrscheinlichkeit —, so ist das Problem unserer Unsterblichkeit im Prinzip gelöst. Es handelt sich dann nur darum, ihre näheren Umstände zu ergründen oder vorauszusehen und unter anderem namentlich das, was für uns das wichtigste ist, in Erfahrung zu bringen: nämlich wieviel von unseren geistigen und moralischen Errungenschaften in unser ewiges und allgemeines Wesen übergehen wird. Dies ist nicht das Werk von heute noch von morgen; aber es bedürfte wohl nicht unzähliger Wunder, damit es das Werk eines kommenden Tages wird.

ANMERKUNGEN

Für fachmännische Durchsicht des botanischen Aufsatzes „Die Intelligenz der Blumen“ spricht der Übersetzer Fräulein Dr. E. Eisenberg in Meinigen auch an dieser Stelle seinen wärmsten Dank aus.

¹ (Zu S. 10): Man vergleiche hiermit den Akt von Intelligenz einer andren Wurzel, von der Brandis („Über Leben und Polarität“) uns erzählt. Indem sie sich in die Erde senkte, traf sie auf eine alte Stiefelsohle. Um dies Hindernis zu durchdringen, das sie jedenfalls als erste ihrer Art auf ihrem Wege gefunden hat, teilte sie sich in ebensoviel Teile, als Löcher für die Schuhnähte vorhanden waren; nach Überwindung des Hindernisses wuchsen alle ihre getrennten Wurzelfasern wieder zu einer Wurzel zusammen.

² (Zu S. 20): Unter den Pflanzen, die sich nicht mehr zur Wehr setzen, fällt besonders der Lattich auf. „Im wilden Zustande,“ sagt Henri Coupin („Les Plantes originales“), „wenn man einen Stengel oder ein Blatt knickt, tritt ein weisser Saft zutage, der sich aus verschiedenen Bestandteilen zusammensetzt und die Pflanze kräftig gegen den Angriff der Schnecken verteidigt. In der kultivierten Art dagegen, die aus der wilden entstanden ist, versiegt diese Flüssigkeit fast gänzlich; infolgedessen ist die Pflanze, zum grossen Verdruss der Gärtner, auch nicht mehr imstande, sich zur Wehr zu setzen, und wird von den Schnecken angefressen.“

Doch muss hinzugefügt werden, dass diese Ausscheidung nur bei den jungen Pflanzen gänzlich fehlt, hingegen wird sie sehr stark, wenn der Latich zu „schiessen“ beginnt und Samen ansetzt. Nun aber hätte er es gerade am Anfang seines Lebens, im Stadium seiner ersten, zarten Blätter, sehr nötig, sich zu verteidigen. Man möchte sagen, die Kulturpflanze verliert ein wenig den Kopf, wenn der Ausdruck erlaubt ist, und sie weiss nicht mehr genau, woran sie ist.

³ (Zu S. 21): Bei Beginn dieser kleinen Studie, die das goldne Buch der Blumensitten werden könnte, wenn ich dies zu schreiben nicht Berufeneren überliesse, ist es vielleicht zweckmässig, auf die mangelhafte und verwirrende Terminologie zu verweisen, die in der Botanik für die Fortpflanzungsorgane der Blumen üblich ist. In dem weiblichen Organ, dem Stempel, der sich aus dem Fruchtknoten (ovarium), dem Griffel (stylus) und der Narbe (stigma) zusammensetzt, scheint das männliche Geschlecht vorzuherrschen, wohingegen die männlichen Organe, die Staubblätter (stamina), die an ihrem oberen Ende die Staubbeutel (antherae) tragen, in der gelehrten Sprache Junge-Mädchen-Namen führen. Es ist gut, sich diesen Widersinn ein für allemal klar zu machen.

⁴ (Zu S. 31): Seit fast vier Jahren mache ich eine Reihe von Versuchen über die Bastardierung der Salbei, indem ich unter den üblichen Vorsichtsmassregeln, um jedes Hineinspielen von Wind und Insekten zu vermeiden, eine Varietät, deren Blütenmechanismus sehr vollkommen ist, mit dem Pollen

einer sehr zurückgebliebenen Spielart künstlich befruchte und umgekehrt. Meine Beobachtungen sind noch nicht zahlreich genug, um die Schlussfolgerungen und Einzelheiten hier mitzuteilen. Trotzdem scheint sich bereits das grosse Gesetz zu ergeben, dass die zurückgebliebene Salbei die Vervollkommnungen der fortgeschrittenen gern annimmt, während diese nur selten die Fehler der ersteren annimmt. Es wäre hier Gelegenheit zu einem sehr bemerkenswerten Seitensprung über die Methoden und Gewohnheiten, die Vorliebe und die Neigung zum Besseren in der Natur. Aber derartige Experimente lassen sich in vier Jahren nicht zum Abschluss bringen, wegen der zeitraubenden Vereinigung der verschiedenen Varietäten, der zahllosen Versuche und Gegenversuche usw. Es wäre also voreilig, daraus irgendwelche Schlüsse zu ziehen.

⁵ (Zu S. 55): Ich hatte gerade diese Zeilen beendet, als E. L. Bouvier in der Académie des Sciences (siehe den Bericht vom 7. Mai d. J.) von zwei Nestbildungen in freier Luft in Paris berichtete, die eine auf einer Sophora Japonica, die andre auf einem indischen Kastanienbaum. Diese letztere hing an einem kleinen Ast mit zwei ziemlich benachbarten Gabelungen; sie war die bemerkenswertere wegen der augenscheinlichen klugen Anpassung an besondere schwierige Umstände. „Die Bienen“, heisst es in dem Resumé von M. de Parville in der Revue des Sciences (Journal des Débats vom 31. Mai d. J.) „bauten Verstärkungspfeiler und benutzten wahrhaft bemerkenswerte Schutzmittel; sie ver-

wandelten die doppelte Astgabelung einer Kastanie schliesslich in eine solide Zimmerdecke. Ein Mensch mit Erfindungsgabe hätte es ohne Zweifel weniger gut gemacht. . . Um sich vor Regen zu schützen, hatten sie Verschlüsse, auch Verstärkungen und Vorhänge gegen die Sonne angebracht. Um sich von der Vollkommenheit der Bienenbaukunst einen Begriff zu machen, muss man sich die Architektur der beiden Nestbildungen, die sich heute im Museum befinden, mit eignen Augen ansehen.“

⁶ (Zu S. 60): Grotte und uralter Wald in der Gegend von Marseille, wo nach der Legende die hl. Magdalene ihre Tage beschloss. D. Übers.

⁷ (Zu S. 112): In dem Werke „Der doppelte Garten“, Jena 1906.



INHALTSVERZEICHNIS

I DIE INTELLIGENZ DER BLUMEN	1
II WOHLGERÜCHE	68
III DAS ZEITMASS	76
IV DIE MORALISCHE KRISIS	83
V DAS FAUSTRECHT	112
VI KÖNIG LEAR	119
VII DIE GÖTTER DES KRIEGES	128
VIII BELEIDIGUNG UND VERGEBUNG	138
IX ZUR PSYCHOLOGIE DER UNGLÜCKS- FÄLLE	146
X UNSERE SOZIALE PFLICHT	157
XI DIE UNSTERBLICHKEIT	171
ANMERKUNGEN	194

